

# Metallarbeiter-Zeitung

Wochenblatt des Deutschen Metallarbeiter-Verbandes

Bezugspreis monatlich 50 Pf., Einzelnummer 15 Pf.  
 Postscheckkonto der Hauptkasse des DMV, Berlin Nr. 138262  
 Postscheckkonto der Verlagsgesellschaft des DMV, Berlin Nr. 121218

Verantwortlicher Schriftleiter Fritz Kummer  
 Schriftleitung und Versandstelle Berlin SW68, Alte Jakobstraße 148  
 Fernsprecher A 7 Dönhoff 6750-6753

Erscheint wöchentlich am Sonnabend  
 Schriftsätze ohne Freilagschlag werden nicht zurückgesandt  
 Eingetragen in der Reichspostzeitungsliste

## Ausgeschlafen?

Niemand wird bestreiten, daß es für die 700 000 Arbeiter, die in Deutschland seit dem schlimmsten Stand der Erwerbslosigkeit im Februar bis zum 15. Mai Beschäftigung gefunden haben, ein Segen ist, wie auch, daß die gesamte Wirtschaftslage durch die Einkäufe, die diese 700 000 nun wieder machen können, eine nicht unbeträchtliche Erleichterung findet. Aber niemand darf sich auch der Einsicht verschließen, daß leider nicht hier der Schwerpunkt liegt, sondern vielmehr in der Tatsache, daß es trotzdem Mitte Mai immer noch 4 200 000 Arbeitslose gibt. Wie haben sich die Dinge entwickelt? Seit dem Ende der Inflation betrug die Gesamtzahl der Arbeitslosen

im Mai 1924 . . .	579 000	im Mai 1928 . . .	1 112 000
im Mai 1925 . . .	423 000	im Mai 1929 . . .	1 350 000
im Mai 1926 . . .	2 090 000	im Mai 1930 . . .	2 635 000
im Mai 1927 . . .	1 213 000	im Mai 1931 . . .	4 200 000

Man sieht, es ist nur eine leichte Verminderung durch die bessere Jahreszeit eingetreten. Am Stand der Dinge selbst und an der ungeheuerlichen Verschlimmerung von Jahr zu Jahr hat sich nichts geändert.

Diesen Augenblick hat sich eine, wie es scheint, amtliche Organisation ausgesucht, um aus ihrem offenbar sehr langen und gesunden Schlaf aufzuwachen. Der „Preußische Landgemeindetag West“ hat in der zweiten Hälfte des Mai dem Reichswirtschaftsminister eine Eingabe zugehen lassen, worin er „auf die in letzter Zeit immer mehr um sich greifende Konzentrierung und Vertrustung hinweist, die eine außerordentliche Gefahr für die in den Landgemeinden angesiedelte Industrie darstellt“, weil dadurch der einzelne Arbeiter brotlos werde und infolgedessen „die wertvolle Kaufkraft der Arbeiterbevölkerung“ verloren gehe, so daß die auf sie „sehr wesentlich angewiesene Geschäftswelt in ihrer Existenz bedroht“ sei. Dann werden die weiteren Folgen genannt, Verminderung der Steuereinnahmen und Erhöhung der Lasten der Gemeinden für die Arbeitslosen.

Wir dürfen also die immerhin erfreuliche Tatsache verzeichnen, daß der „Preußische Landgemeindetag West“ etwas gewagt geworden ist, was seit rund achtzig Jahren in der Welt vorgeht und seit fünf bis sechs Jahren gerade in Deutschland im Vordergrund der öffentlichen Erörterung steht, nämlich daß die einzelnen Privatunternehmungen sich immer mehr und mehr zusammenschließen, und daß durch diese immer gewaltigere Zusammenballung in Kartellen, Trusts, Konzernen und wie solche Gefüge sonst heißen, immer mehr Arbeiter brotlos werden. Die Eingabe spricht ausdrücklich von „der hierdurch bedingten Vermehrung der Arbeitslosigkeit“.

Ein geeigneter Schlaf! Aber darf man wenigstens hoffen, daß die Herrschaften nun, nachdem sie sich die Augen gerieben, die Sache mit Eifer in die Hand nehmen und uns sagen werden, was zu geschehen hat? — Die Eingabe schließt mit der Bitte an den Herrn Reichswirtschaftsminister, er möge „zum Schutz der bedrohten Landgemeinden, der Arbeiterschaft und des gesamten geschäftlichen Mittelstandes dieser gefährdenden Entwicklung erhöhte Aufmerksamkeit schenken und ihr durch geeignete Maßnahmen begegnen.“

Durch geeignete Maßnahmen! Welche das sind, das wird der „Preußische Landgemeindetag West“ vielleicht nach weiteren achtzig Jahren erkannt haben? Inzwischen aber geht die Kartellierung und Vertrustung stetig weiter, unbekümmert um solche Eingaben und Redensarten. In diesen Tagen meldeten die Handelszeitungen den Zusammenschluß der Farben-Sprengstoff-Fabriken. Am 22. Mai wurde in den Aufsichtsratssitzungen beschlossen, „zum Zweck der Vereinfachung der Geschäftsführung“ (das heißt auf deutsch, um Angestellte entlassen zu können) eine Reihe von großen Sprengstoffgesellschaften in Köln und Hamburg zu vereinigen. Dabei werden natürlich nicht nur Angestellte, sondern auch sehr viel Arbeiter auf die Straße fliegen. Einen Tag darauf erfuhrt die Welt vom werdenden „Block der Bleistifte“. Die drei größten Bleistiftfabrikanten des europäischen Festlandes, A. W. Faber-Castell, Johann Faber und Kohlenmoor-Hardtmutz (die letzte zu Budweis in Böhmen) haben eine Vereinigung beschlossen. In der Schweiz (weil es da am wenigsten Steuern kostet) werden sie eine sogenannte Dachgesellschaft gründen, die dann nach mehr oder minder fein durchgeführtem Plan die Produktion und den Verkauf der verschiedenen bisher selbständigen Unternehmungen einheitlich regeln wird. Es handelt sich hier um sehr alte Firmen; die jüngste, Johann Faber, ist 1879 gegründet, die beiden anderen stammen von 1799 und 1761. Es ist klar, daß solche alten Unternehmungen sich nur sehr schwer zum Verzicht auf ihre Selbstständigkeit entschließen. Ein Beweis, mit welcher Wucht sich die Konzentrierung durchsetzt. Aber die Besitzer (A. W. Faber und Hardtmuth befinden sich trotz der Form der Aktiengesellschaft ganz im Besitz einzelner Familien) haben sich, das wird in den Berichten ausdrücklich hervorgehoben, durch die Zusammenlegung vermöge der „relativ verminderten Kosten“ (lies: ersparten Arbeitskräfte) so

außerordentliche Vorteile herausgerechnet, daß aller Familienstolz dahinschmolz wie Schnee vor der Sonne. Sie wollen sogar gleich noch eine zweite Firma im Ausland gründen für gemeinsamen Einkauf. All das hat keinen anderen Zweck, als Ersparung, das heißt Entlassung von Arbeitern und Angestellten.

Und gleich noch ein dritter Schlag. Die Verbände der deutschen Baumwollspinnereien haben einen Arbeitsausschuß eingesetzt, der Maßnahmen zur Verbesserung der Lage herausfinden soll. Was schlägt der Ausschuß vor? Vom 8. Juni ab die Beschäftigung jeder einzelnen Firma nach Spindelstunden zu „kontingentieren“, das heißt, jede Firma soll sich verpflichten, ihre Spindeln nicht länger als eine bestimmte vorgeschriebene Anzahl von Stunden die Woche laufen zu lassen. Also Einschränkung der Produktion, Verminderung der Arbeitsgelegenheit, Vermehrung der Arbeitslosigkeit. Übrigens sind solche Produktionseinschränkungen stets nur der

erste Schritt zu engeren Zusammenschlüssen gewesen, zu Kartellen und späteren Trusts. Die Erfahrung liegt seit achtzig Jahren vor, und der Baumwollausschuß weiß das offenbar auch. Er sagt selbst, was er jetzt vorschlägt, werde noch nicht genügen, weitere Kontingentierung und Kartellierung werde folgen müssen, um eine „genügende Rückwirkung auf die Verkaufspreise zu erzielen“. Was natürlich bedeutet: um die Baumwolle gehörig zu verteuern.

Entlassung von Arbeitskräften und Verteuern der Waren, das sind die beiden einzigen Mittel (natürlich Hand in Hand mit Lohnsenkung, wozu die Arbeitslosigkeit die Handhabe bietet), was die kapitalistische Gesellschaft anwenden kann und womit sie sich ständig im Kreise dreht. Aber wenn schon der „Preußische Landgemeindetag West“ merkt, daß damit das Übel immer schlimmer wird, so ist klar, daß wir auf diese Weise schnell und sicher in den völligen Zusammenbruch hineinmanövriert werden. Und daß die Zeit immer mehr drängt, den zur Wirtschaftsführung gänzlich unfähig gewordenen Kapitalismus durch den Sozialismus zu ersetzen. Ibykus.

## Die Unfähigkeit der Wirtschaftsführer

Nach der Meinung der maßgebenden Unternehmerkreise und ihrer Gesinnungsverwandten sind die Zusammenbrüche vieler Firmen infolge der Begehrlichkeit der Arbeiter entstanden, wie ja überhaupt nach Ansicht dieser Kreise die Arbeiter die allein Schuldigen an der Wirtschaftskrise sind. Die Ursache vieler Zusammenbrüche ist indessen nicht in den angeblich zu hohen Löhnen zu suchen, sondern in dem allzu großen persönlichen Aufwand vieler Unternehmer. Diese Feststellung hat vor einiger Zeit kein geringerer als der stellvertretende Vorsitzende des Reichsverbandes der Deutschen Industrie, Frowein, getroffen. Er führte damals wörtlich aus:

„Ich habe bei Zusammenbrüchen von Großhandelsfirmen, in die ich Einblick nehmen konnte, immer wieder feststellen können, daß das Unglück hätte vermieden werden können, wenn nicht die absolut notwendige Einschränkung des persönlichen Aufwandes überhaupt nicht oder zu spät erfolgt wäre.“

In ähnlicher Weise hat sich die Allgemeine Deutsche Kredit-Anstalt Leipzig in ihrem Geschäftsbericht ausgelassen, und auch in der Kölnischen Volkszeitung vom 7. Februar der Amtsgerichtsrat Dr. Braß in Köln.

Ein Musterbeispiel der letzten Zeit für diese Art des Zusammenbruchs ist die Firma Gebr. Haldy, Holzgroßhandlung GmbH und Bank in Saarbrücken, deren Zusammenbruch im April dieses Jahres ein gerichtliches Nachspiel hatte und mit der Verurteilung der leitenden Persönlichkeiten endete. In der Urteilsbegründung heißt es: Demgegenüber hätten sie einen übermäßigen Aufwand getrieben. In diesen Fällen seien die beiden Angeklagten für schuldig befunden. Sie hätten selbst zugegeben, daß fingierte Kundenkonten, Geheimekonten oder ähnliches geführt worden seien. Die Belege zu den zu der Geheimekasse gehörenden Büchern seien nicht vollständig vorhanden. Es seien recht erhebliche Beträge auf diese Konten gebucht worden, mit denen man Tantiemen, Dividenden usw. ausgezahlt habe. Es sei ihnen zur Last gelegt, durch übermäßig hohen Aufwand zu hohe Summen verbraucht zu haben. Unter den Begriff Aufwand falle alles, was das Maß des Notwendigen und Üblichen nicht übersteige. Für die drei Gesellschafter und Vorstandsmitglieder der Haldy-Bank seien von den Geschäftsführern der GmbH in den vier Jahren von 1926 bis 1928 für Dividenden, Tantiemen, Gehälter und Spesen aus dem Betrieb rund 880 000 Reichsmark und über 3 Millionen Franken für sechs Personen entnommen worden. Ende 1928 und Anfang 1929 habe man den Autopark durch Ankauf von Luxusautos erheblich vergrößert. Infolge Differenzen mit dem Vorstand hätte einem ausscheidenden Beamten eine Abfindung von 50- oder 60 000 M bezahlt werden müssen. Diese Ausgaben stellten eine übermäßige Entnahme von Geldern dar. Die angeklagten leitenden Persönlichkeiten hätten außerdem verschiedene Bilanzen aufgestellt, eine Buchbilanz für die Steuerbehörden und eine Erfolgsbilanz

für geschäftliche Zwecke. — Wohlgermerkt, es handelt sich um eine hochangesehene Firma.

Solche Prozesse zeigen, was für eine Verschwendung in der privaten Wirtschaft getrieben wird, obwohl die allgemeine Not immer höher und höher steigt. Was die leitenden Personen der privaten Unternehmungen verdienen, ist nur sehr schwer zu ermitteln. Nur aus solchen Prozessen werden plötzlich die ungemein hohen Gehälter und sonstigen Einnahmen der leitenden Persönlichkeiten bekannt. Das zeigt, daß sie trotz der schlechten Lage persönlich noch recht gut wegkommen. Man muß die Stirn bewundern, mit der dieselben Kreise dann verlangen, was ein Industrieller im „Holzmarkt“ vom 20. Mai 1931 kalt-schnäuzig niederschreibt: „Die Lohnhöhe muß und wird zwangsläufig soweit herunter müssen, daß sie höchstens den Lebenshaltungssindex (135 vH) erreicht.“

Aus diesen Sätzen spricht nichts weiter als der geistige Bankrott der deutschen Unternehmer, die aus der Wirtschaftskrise keinen anderen Ausweg finden können, als durch die Verelendung der Arbeiter. In der Vossischen Zeitung schreibt Dr. Richard Lewinsohn am 20. Mai über die Tagung der Internationalen Handelskammer in Washington:

„Die Hilflosigkeit, mit der die Leiter der Wirtschaft der Krise gegenüberstehen, ist erschreckend... Es war der tragische Höhepunkt dieses Kongresses, als der Präsident der First National Bank von Chicago, Melvin A. Traylor, ein Seemann, der sich in jungen Jahren vom Strafenfeger zu einer der angesehensten amerikanischen Finanzgrößen emporgearbeitet hat, aufstand, sich an die Brust schlug und in den Saal hineinrief: Wo sind die Industriellen, die vor dem Zusammenbruch rechtzeitig gewarnt haben? Wo sind die Finanziers, die sich dem Expansionsdrang der Industrie entgegengestellt haben? Wo sind die Bankleute, die das Publikum vor waghalsigen Spekulationen bewahrt haben?“

Das Bild rundet sich, wenn wir noch eine Zuschrift an die der Industrie nahestehende Kölnische Zeitung (Nr. 272) veröffentlichten, die einen Aufsatz mit der Überschrift: „Ist das kaufmännische Moral?“ gebracht hatte. Es heißt darin:

„Kredit und Vertrauen werden heute in fast 100 vH aller Fälle in einer Weise ausgenutzt, die zur Zerstörung jeder kaufmännischen Moral führen und als Mißbrauch bezeichnet werden muß...“

Und noch etwas tut not! Verträge müssen in vollem Umfang eingehalten werden, man darf nicht glauben, daß bei absinkenden Preisen plötzlich ein Recht entsteht, Abnahmeverpflichtungen einfach nicht mehr zu erfüllen.“

Wissen die leitenden Wirtschaftskreise, daß sie damit nur bestätigen, was Professor Bönn in seiner Schrift über die Krise des Kapitalismus ausgeführt hat, daß sich dieser Kapitalismus selbst untergräbt, wenn er nicht mehr an Verträge glaubt und sich über die einfachsten moralischen Hemmungen und Bedenken hinwegsetzt? — n.

## Güterüberfluß oder Gütermangel?

Es wäre sehr reizvoll, einmal zu erfahren, wieviele Gehirne in der Welt sich mit der Wirtschaftslage und der Möglichkeit ihrer Besserung befassen. Aufschlußreich wäre zugleich, wieviel Papier und Druckerschwärze der Behandlung dieses Stoffes geopfert werden. Die Wirtschaft ist und bleibt das Primäre, und alles gruppiert sich um die Fragen, wie der Mensch lebt, wie er arbeitet, sich ernährt, wohnt und kleidet. Vorschläge in Massen werden gemacht, wie dem Übel abgeholfen werden kann, daß auf der einen Seite Not und auf der andern Überfluß vorhanden ist. Die bekanntesten Vorschläge laufen auf eine Einschränkung der Produktion hinaus, weil die Meinung vorherrscht, daß zu viel produziert wird. Man stellt das Ergebnis der Produktion und die vorhandene Größe des Verbrauchs gegenüber und erklärt dann, daß hier nur durch Einschränkung der Erzeugung ein Ausweg aus dem Dilemma gefunden werden könne. Diese kindlichen Vorstellungen von der Überwindung der Wirtschaftskrise führen vor allem zu einer seelischen Verfassung, die in einer Angst vor der Produktion ausläuft. Namhafte Kräfte zur Überwindung der Wirtschaftskrise werden dadurch von vornherein gelähmt. Man reitet besonders gern auf der sogenannten Kaufkrafttheorie herum. Der Ausbruch der amerika-

nischen Wirtschaftskrise ist den Verfechtern dieser Theorie ein willkommener Anlaß, die Kaufkrafttheorie in Grund und Boden zu verdammen. In Verfolg solcher Anschauungen kommt man zu der Überzeugung, daß nicht zu wenig, sondern zu viel verbraucht wird. In der Märzangabe des „Kunstwart“ befindet sich ein Artikel, der sich mit den Gefahren der Konsumkrafttheorie beschäftigt und als so wertvoll erachtet wird, daß ihn mehrere Zeitungen nachdrucken. Hören wir einmal den

### Aus dem Inhalt

	Seite
Ausgeschlafen? — Die Unfähigkeit der Wirtschaftsführer	177
Güterüberfluß oder Gütermangel? — Brown-Boveri als Scharfmacher — Eine halbe Million für die Nazis	178
Der Bessemer- u. Thomas-Prozeß — Mobilisierung der Gelehrten	179
Armut schändet nicht — Das Leben der Marie Szameitot	180
Das Rätsel um den Schloßherrn von Laeke-Boschen	181
Die Gewerkschaften gegen die Vertrustung der Sozialversicherung — Verzicht auf Tariflohn — Vom Vorstand	182
Die Tragik der erwerbslosen Jugend — Sowjetrußland	183
Ein Gang durch das Stempelamt der Metallarbeiter	184

Vertreter des ausgesprochenen Pessimismus, was er über Produktion und Verbrauch zu sagen hat:

„Das Jammern über den nachgelassenen Konsum ist um so verwunderlicher, als wir doch geradewegs aus einer Zeit kommen, in der der Konsum gegenüber der Vorkriegszeit quantitativ, vor allem aber qualitativ rapid gestiegen ist. Man zeige uns den Durchschnittsmenschen, dessen Lebenshaltung nicht im ganzen, mindestens aber auf verschiedenen Gebieten über der Vorkriegszeit liegt. Und selbst da, wo er persönlich nicht besser lebt, nimmt seine Lebenshaltung die der seiner Kinder teil an dem Standard, den die öffentliche Hand in irgendeiner Form geschaffen hat. Wir brauchen nur einige Gebiete zu nennen, um anzudeuten, was wir meinen. Kosmetik, Seide und Kunstseide, Auto, Radio, Gramophon, Vergnügungen, Gaststätten, Schulwesen, Sport, Hygiene, Sozialgesetzgebung usw. In Wahrheit kam auf den deutschen Tisch seit Jahren vorgegessenes Brot. Wir haben nicht zu wenig, sondern zu viel verbraucht für unsere Verhältnisse, in jeder Weise und an jedem Ort. Der einzelne wie der Staat, der Staat, die Gemeinde.“

Der Verfasser ist von dem übernatürlich gestiegenen Verbrauch überzeugt. Die riesenhaften Vorräte auf allen Gebieten der Warenerzeugung scheinen ihn in seinen fatalistischen Anschauungen nicht zu stören. Er urteilt wie unsere Großväter, die der Meinung waren, daß der einzelne und das Volk sich nur durch Einschränkung, äußerste Sparsamkeit und Verzicht auf jeglichen Genuß emporzuarbeiten vermöchten. Das altpreußische Großbürgertum!

Es wäre wirklich traurig, wenn die Menschheit nur aus solchen Einfaltigkeiten bestände. Wir wären vielleicht noch auf der Entwicklungsstufe von vor 50 Jahren, hätten nicht kühnere Naturen die Entwicklung der Menschheit vorwärts gestossen. Ehe wir unsere eigene Meinung dazu sagen, möchten wir einmal einen Vertreter der gegenteiligen Meinung zu Worte kommen lassen. In der Frankf. Ztg., Reichsausgabe 259/61, befindet sich ein Artikel von Prof. Wilhelm Röpke über „Die Angst vor der Produktion“. Der Verfasser sieht das Hauptsymptom der Krise, den Abfall der Produktion, in der Erlahmung der Energie zur Überwindung der Wirtschaftskrise. Diese wirke sich in der Angst vor der Produktion aus. Doch lassen wir den Verfasser selbst sprechen:

„Der Satz, daß die Produktion der Konsumtion davongelaufen und daß dadurch die Krise verschuldet sei, kann nichts anderes

bedeuten, als daß offenbar von allen Gütern zugleich zu viel produziert worden ist. Wäre das richtig, so wäre offenbar der Sinn alles Wirtschaftens auf einer auf Überwindung der ewigen Güternknappheit gerichteten Tätigkeit auf den Kopf gestellt. Davon kann jedoch ernstlich nicht die Rede sein. Die Versorgung der breiten Massen steht, gemessen an dem Standard, der heute in den oberen Einkommensschichten als notwendig angesehen wird, noch immer auf so beklagenswert niedrigem Stande, daß kaum eine Verzehnfachung der bisherigen Produktion genügen würde, um die Spannung auch nur einigermaßen auszugleichen. Bis dahin hat es nicht den geringsten Sinn, über die Notwendigkeit zu streiten, daß alle Produktivkräfte, über die wir nur irgend verfügen, in den Dienst des Kampfes gegen den Gütermangel gestellt werden müssen. Wir können also niemals zuviel Arbeitskräfte im ganzen haben, sondern nur zu wenig, nicht zu viel Maschinen, sondern zu wenig, nicht zu viel Rationalisierung, sondern zu wenig.“

Professor Röpke ist Mitglied der von der Regierung eingesetzten Kommission zum Studium des Problems der Arbeitslosigkeit. Wir sind geneigt, seinen Anschauungen voll zuzustimmen. Es ist in der Tat so, daß, gemessen an dem Lebensstand, der heute bei den oberen Einkommensschichten als notwendig angesehen wird, die Lebenslage der unteren Schichten sehr schlecht ist. Auch stimmen wir dem Verfasser darin zu, daß der Kampf gegen den Güterüberschuß ein großer Unsinn ist.

Nur eins vermissen wir, den Ausweg aus diesem Dilemma. Man mag über die Kaufkrafttheorie sagen was man will, man wird die Tatsache nicht aus der Welt schaffen, daß gehobene Massenkraft ein Ventil ist, um den Güterüberfluß zum Abfließen zu bringen. Ganz richtig ist es, wenn man sich, wie Prof. Röpke, gegen die Überproduktionsmythe wendet, aber unvollkommen bleibt die Kritik überholter Anschauungen, wenn man den Weg nicht bis zu Ende geht. Der Endpunkt einer gesunden Wirtschaftsbetrachtung liegt in dem Gedanken, die Bevölkerung im ganzen so kaufkräftig zu machen, daß sie durchaus in der Lage ist, alle menschlichen Bedürfnisse zu befriedigen. Ein solcher Zustand verhindert Warenstauungen und schafft Wohlstand für alle. Die Produktionsausweitung und die daraus sich ergebende Güterfülle sind dann kein Problem mehr, sondern ein dauerhafter natürlicher Entwicklungsgang, um die Menschheit zu immer höherer Kultur zu führen. Die Behauptung, die deutsche Bevölkerung verbrauche zu viel und lebe über ihre Verhältnisse, entstammt dem Gedankenkreis von Leuten, die sich die menschliche Gesellschaft nur aus einer pressenden Oberschicht und darben Massen vorstellen. Es mutet einen an, als hätte man sie vor hunderten Jahren vergessen zu begraben.

## Brown-Boveri als Scharfmacher

Die andern sollen die Preise senken! / Von Julius Fries

Die Brown, Boveri & Cie. AG in Mannheim benutzt ihren soeben veröffentlichten Bericht für das am 30. Dezember 1930 abgelaufene Geschäftsjahr wieder zu einem scharfen Angriff auf die Lebenshaltung ihrer Arbeiter. Wieder findet sich die Behauptung, daß der Wettbewerb auf den ausländischen Märkten erschwert sei durch die Höhe der Löhne und Gehälter. Wörtlich heißt es im Bericht, daß „auch der gegen Ende des Jahres eingeleitete allgemeine Tarifabbau der Löhne und Gehälter nicht den Forderungen entspricht, die die Industrie, um exportfähig zu sein, stellen muß“. Daneben wird weiter gegen den Druck der öffentlichen Lasten und gegen das Ansteigen dieser Lasten infolge der Arbeitslosenversicherung gewettert. Schließlich wird in etwas dunklen Sätzen darüber geklagt, daß die Gesellschaft darunter zu leiden habe, daß der Sitz der Gesellschaft und die Hauptwerke im südwestdeutschen Grenzland Baden liegen. Doch lassen wir den schönsten Satz dieses Abschnittes für sich selbst sprechen: „Das Land Baden“, so heißt es da, „dessen wirtschaftliches und kulturelles Niveau ohne eine hochentwickelte Industrie nicht zu denken ist, muß sich der großen und zunehmenden Gefahr, die aus seiner exzentrischen (das heißt: abgelegenen) Lage entsteht, bewußt werden.“ Hier wird also nichts geringeres als eine Abwanderung des ganzen Unternehmens an die Wand gemalt.

Die Firma ist schweizerischen Ursprungs, die Gründerfirma in Baden (Schweiz) ist auch heute noch an ihrem deutschen Unternehmen beteiligt. Selbstverständlich wurde die deutsche Niederlassung seinerzeit aus wohlwollenden Gründen nicht in Norddeutschland errichtet. Die Werke der Gesellschaft liegen in Mannheim-Käfertal, Großheim an der Bahnstrecke Hanau—Aschaffenburg und in Lampertheim. Daneben bestehen noch eine große Reparaturwerkstatt in Dortmund sowie technische Büros und Installationsabteilungen in allen Teilen Deutschlands.

Sehen wir uns nun das mit dem Geschäftsbericht veröffentlichte Zahlenwerk an, so suchen wir vergebens nach triftigen Gründen für die von der Verwaltung beliebte Attacke auf die Löhne und Gehälter der Werksangehörigen, deren im abgelaufenen Jahre weiter beträchtlich verminderte Zahl der Bericht leider verschweigt. Auch die Höhe des Umsatzes wird wieder nicht genannt. 1928 wurde ein Umsatz von 83,5 Millionen Mark erzielt. Nach dem vorjährigen Bericht ist das Unternehmen in das Berichtsjahr noch mit einem befriedigenden Auftragsbestande eingetreten, und erst die letzten Monate des Jahres 1930 zeigten einen Tiefstand des Bestelleingangs, der durch vergrößerte Ausfuhr nur zum kleinen Teil ausgeglichen werden konnte. Da alle diese Mitteilungen ohne Nennung von Zahlen erfolgen, sind wir berechtigt, aus dem Schlußsatz dieses Abschnittes, der ausdrücklich sagt, daß „die Auslieferungen der Fabriken nur wenig hinter denen des Vorjahres zurückblieben“, herauszulesen, daß der Umsatz fast gleich hoch geblieben ist wie im Vorjahr. Der Bericht spricht weiter davon, daß sich aus der Einführung von Kurzarbeit im Großmaschinenbau erhebliche Schwierigkeiten ergeben.

Das Unternehmen arbeitet seit drei Jahren mit einem Aktienkapital von 25 Millionen Mark, vorher zwei Jahre mit 15 Millionen, bei der Goldmarkausstellung nur mit 5 Millionen Mark und vor dem Kriege mit 6 Millionen Mark. 1913 gab es 8 vH Dividende, wozu bei dem damaligen Aktienkapital 480 000 M erforderlich waren; in den letzten vier Jahren gab es je 9 vH Dividende,

wozu 1928 genau 1,8 Millionen Mark, 1929 aber 2,25 Millionen Mark erforderlich waren, da vorher noch nicht alle Aktien dividendenberechtigt waren. Jetzt ist die Dividende auf 5 vH herabgesetzt, so daß für die Ausschüttung an die Aktionäre diesmal 1,25 Millionen Mark erforderlich sind. Diese Zahlenreihe zeigt deutlich, daß das letztjährige Erträgnis sich wohl noch sehen lassen kann und daß die Dividendenherabsetzung ausschließlich vorsorglich und aus dem Grunde erfolgt ist, weil der Auftragseingang der letzten Monate zu wünschen übrig ließ.

Aus der Gewinn- und Verlustrechnung ist wieder wenig ersichtlich, weil auf der Einnahmeseite nur der Rohgewinn in einer Summe ausgewiesen ist, der diesmal 16,2 Millionen, das sind 1,2 bzw. 1,2 Millionen Mark weniger als in den beiden letzten Jahren, beträgt. Zu beachten bleibt aber, daß dieser Rohgewinn 1927 nur 14,2 Millionen Mark betragen hat, von den vorhergehenden Jahren ganz zu schweigen. Im Berichtsjahre betragen die Zugänge auf den Anlagekonten (Grundstücke, Gebäude und Maschinen) 1,32 Millionen Mark, wovon auf Arbeitsmaschinen allein 687 000 M entfallen. Diesen Anschaffungen stehen an offenen Abschreibungen allein 1,4 Millionen Mark gegenüber. Die Beteiligungen erfuhren eine Zunahme um 1 Million Mark infolge Abänderung des Besizes. Die Außenstände bei der Kundschaft sind diesmal wieder zusammen mit den Anzahlungen für Lieferanten ausgewiesen und betragen 26 gegen 27,5 Millionen Mark das letzte Mal. Auf der Schuldenseite der Bilanz betragen die offenen Reserven nach wie vor ein Fünftel des Aktienkapitals. Die Warenaufwendungen sind mit 12,8 gegen 11,1 Millionen Mark ausgewiesen. Hierin sind 1,4 Millionen Forderungen der Tochtergesellschaften enthalten. Eine erhebliche Zunahme erfuhren die Bankschulden, und zwar von 3,8 auf 6,9 Millionen Mark. Auch dies erklärt die Verwaltung mit den veränderten Zahlungsbedingungen und Finanzierungserfordernissen. Der Posten „Anzahlungen der Kundschaft“ weist einen Rückgang von 12,8 auf 6,7 Millionen Mark auf. Auch hier sagt die Verwaltung, daß sich hierin die angespannte Lage des Geld- und Kapitalmarktes in erster Linie widerspiegelt, daß also die seit jeher im Großmaschinenbau üblichen Anzahlungen der Kundschaft erleichtert werden mußten. Ein klareres Bild hätte sich durch Nennung der tatsächlichen Umsatzhöhe ergeben.

Als lebhaft und aussichtsreich wird das Geschäft im Schweißanlagen, Elektrostahl, Grauguß- und Blankglühöfen bezeichnet. Die Abteilung Schaltanlagen war angemessen beschäftigt. Ein umfangreiches Arbeitsgebiet wartet der Brown Boveri AG noch bei der Vollbahnelektrifizierung. Die Verwaltung gibt der Hoffnung Ausdruck, daß noch im laufenden Jahre mit den Arbeiten für die Elektrifizierung der Bahn Augsburg-Stuttgart begonnen wird. Ebenso verspricht sie sich viel von einem neuen Automobil-Omnibus mit Fahrdrahtleitung.

Zum Schluß setzt sich die Verwaltung von Brown-Boveri für eine Verbilligung der Elektrizitätstarife ein, wovon eine Hebung des zurückgehenden Energieumsatzes und damit eine wesentliche Hebung dieses Geschäftszweiges zu erwarten sei. Das ist endlich einmal ein vernünftiges Wort! Zwar denkt man hier an das berühmte: „Hannemann, geh' du voran!“, aber langsam scheint es doch auch der Verwaltung von Brown-Boveri zu dämmern, wie wichtig eine Hebung der Massenkraft ist.

## Rätselraten über die neue Notverordnung

Seit Wochen wird eine neue Notverordnung angekündigt. Der Fehlbetrag der Reichskasse ist auf 1400 Millionen angeschwollen. Der irgendwie gedeckt werden muß. Das soll mit der neuen Notverordnung geschehen. Über das Wie hat ein großer Rätselraten eingesetzt. Nach den spärlichen Mitteilungen, die über den Inhalt der Notmaßnahme in die Öffentlichkeit gekommen sind, würde der Arbeiter schwer enttäuscht werden, der sich irgendwelchem Optimismus hingäbe.

Alle Notverordnungen dieser christlich-nationalen Regierung haben nur mehr Not im Gefolge gehabt, besonders dort, wo die Not schon zum Himmel schrie. Darin wird auch durch die bevorstehenden Maßnahmen so viel wie nichts geändert, so wahrscheinlich aber viel verschlimmert werden. Zwar hat der Reichskanzler Dr. Brüning erklärt, die Ersparnismaßnahmen würden so sein, daß sie von den arbeitenden Schichten erträglich befunden würden. Man möchte das gerne glauben, wenn man von dieser Regierung nicht schon wiederholt solche Versicherungen gehört hätte, das Gegenteil aber erlebt hat. Man erinnere sich nur, wie laut diese Regierung den Preisabbau angekündigt und wie wenig er bemerkt wurde, während die Lohnrückwärtslos abbaute, zuweilen noch über die Forderungen der weiß Gott nicht bescheidenen Unternehmer hinaus. Gerade die amtlich betriebene Lohnkürzung hat ja zu Verschlimmerung der geschäftlichen Flaute erheblich beigetragen. Die Einnahmen der öffentlichen Kassen verringert und das riesige Defizit in der Reichskasse mit verursacht. Eine Regierung, die eine derartige Politik betreibt, darf sich nicht wundern, daß der Glaube an ihre Staatskunst unter dem Gefrierpunkt angekommen ist.

Die Arbeiterschaft gibt sich übrigens über den Inhalt der nächsten Notverordnung nicht dem geringsten Optimismus hin. Mit vollem Recht. Ihre ganze Erfahrung mit dieser Regierung sagt ihr, daß sie von ihr nichts Gutes zu erwarten hat. Darin wird sie bestärkt durch die Mitteilungen der Tagespresse über den Inhalt der kommenden Notverordnung. Auch diese wird wieder nur Not verordnen. In der Tat. Ein erheblicher Teil der Summe zur Deckung des Fehlbetrages der Reichskasse soll die Arbeiterschaft in Gestalt der abermaligen Verschärfung der Arbeitslosenversicherung abgeben. Nicht nur, daß der Beitrag zur Arbeitslosenversicherung um 1 vH erhöht werden soll, auch die Krisenunterstützung soll zur Wohlfahrtspflege umgewandelt werden. Das bedeutet, daß die Empfänger der Krisenunterstützung das Recht auf die staatliche Unterstützung verlieren und zu Füßsorglingen der Gemeinden werden; das heißt, daß sie künftig nur dann noch eine Unterstützung erhalten, wenn sie ihre Bedürftigkeit nachweisen. Der Nachweis der Bedürftigkeit ist, wie man weiß, für jeden anständigen Arbeitslosen eine Drangsal, und für die Bürokratie eine Gelegenheit, ihre Kunststückchen zu zeigen.

Die geplante Zusammenlegung der Krisenunterstützung mit der Wohlfahrtspflege läuft, kurz ausgedrückt, darauf hinaus, die Hunderttausenden von Krisenunterstützungsempfängern in die Wohlfahrtspflege zu werfen, zu Armenunterstützungsempfängern zu machen. Dadurch werden gewiß viele Millionen „erspart“, und zwar bei denjenigen der Arbeitslosen, die schon viele Monate von den kargen Groschen der Arbeitslosenunterstützung leben mußten.

Aus dieser „Reform“ der Arbeitslosenversicherung soll die Notverordnung die Einbeziehung aller Lohnempfänger, auch der höchsten, in die Arbeitslosenversicherung enthalten, durch eine Erhöhung der Zuckersteuer und, womöglich, eine neue Konsumbesteuerung; andererseits soll der Wehretat um 50 Millionen abgebaut werden. Zuckersteuer und Konsumbesteuerung bedeuten für die unteren Schichten eine neue millionenschwere Last. Es spricht indessen vieles dafür, daß die Regierung mit ihrer Notverordnung noch mehr, als hier angedeutet, aus der Arbeiterschaft herausquetschen wird.

Das Mißlichste an der üblen Sache ist, daß in diesem „demokratischsten Lande der Welt“ das Volk keine Möglichkeit hat, etwas Wirksames der angekündigten Regierungsmaßnahme entgegenzusetzen. Denn das Parlament der deutschen Republik ist bis zum Herbst in den Ferien. Wenn es aber, was schließlich möglich wäre, vorher zusammenberufen werden würde, könnte es an der Notverordnung nur äußerst schwer etwas ändern. S. wird auch die nächste Notverordnung wiederum nur Not verordnen. Wie lange wird das wohl noch weitergehen?

## Eine halbe Million für die Nazis

Die Rheinische Zeitung in Köln berichtet (am 27. Mai) daß der Bergbauverein in Essen den Nationalsozialisten eine halbe Million Mark bewilligt hat. Die Antragsteller so berichtet das Kölner Blatt weiter, das sind die führenden Leute des Bergbauvereins, fanden in der Sitzung der Zechenherren einigen Widerspruch. Aber schließlich wurde der Antrag mit unerheblicher Mehrheit angenommen und beschlossen, die Summe im Umlageverfahren nach einer bestimmten Berechnungsmethode auf die angeschlossenen Zechen zu verteilen. Einige Persönlichkeiten des Bergbaus hatten Bedenken gegen die Bewilligung der Summe; sie wiesen auf die sozialistischen Forderungen im Programm der Nationalsozialisten hin. Hohnlachend wurde ihnen von den Wissenden versichert: „Ach was, Programm, man weiß doch, was das bei dieser Bewegung besagen will, und wir haben entsprechend Garantien.“

Durch die Meldung der Rheinischen Zeitung wird auf neue die allgemeine Annahme, nein, die Gewißheit erhärtet, daß die Nationalsozialisten von den Unternehmern ausgehalten werden. Es sind natürlich nicht bloß die Kohlenbarone, die den Nazis Geld spenden, sondern das tun noch Unternehmer anderer Industrien. Die Regel ist: je knickriger ein Unternehmer gegenüber ehrliche Arbeiter und je wilder er für die Aushungerung und Unterdrückung der Arbeiterschaft ist, desto freigebiger ist für die Nazis. Die Unternehmer glauben, daß die den Nazis spendenden Summen reichlich Zinsen tragen werden. Was vorausgibt wird, soll wieder mit Hilfe der Nazis durch Lohnabbau und verschärfte Ausbeutung ehrlicher Arbeiter mehrmals eingebracht werden.

Die Nazis sind die Helfershelfer des Ausbeutertums. Von ihnen erwartet es Hilfe in allen Fällen gegen die Arbeiterschaft. Darum spendet die sonst so knickrige Unternehmerklasse Geld in Masse für die Faschisten, darum bewaffnen diese in Banden und exerzieren sie ein, damit sie bereit sind, um von den Unternehmern erhaltene Geld abzuverdienen. Darum ist es gut, die Namen der Geldgeber, der Antreiber der Nazis zu kennen. Diese Wissenschaft ist sicherlich auch was wert.

## Die Bedeutung der Autoindustrie

In dem Geschäftsbericht der Adlerwerke-Frankfurt a. M. finden wir einen beachtenswerten Hinweis auf die Bedeutung der deutschen Autoindustrie im Gesamtrahmen der Wirtschaft. In ihr werden insgesamt einschließlich der Reparaturbetriebe Tankstellen, Garagen usw. 500 000 Personen beschäftigt. Jedem 126 Deutsche, jeder 66. Erwerbstätige und jede 59. Familie in Deutschland lebt von der Kraftverkehrswirtschaft. An Stahl und Eisen verbraucht die Autoindustrie jährlich 250 000 Tonnen. Ferner ist sie Großabnehmer der Gummifabriken, Glasfabriken, Metallhütten, Leichtmetallwerke, Leder- und Polsterfabriken, der Holzindustrie, des Treibstoffhandels und anderer Industriezweige. Die Bedeutung der Autoindustrie im Rahmen der Wirtschaft ist mithin nicht gering zu veranschlagen.



# Technik und Werkstatt



## Der Bessemer- und Thomas-Prozeß

Von Ing.-Chem. Rudolf Seiden

Es sind gerade 75 Jahre her, seit durch die Erfindung der Bessemer-Birne der Eisenindustrie, die bis dahin verhältnismäßig klein war, neue Möglichkeiten für ihre Entwicklung geschaffen wurden; und etwa 50 Jahre sind es jetzt, daß sie durch die Abänderung des Bessemer-Verfahrens nach den Vorschlägen von Thomas in der Lage ist, auch die gewaltigen Vorräte an phosphorhaltigen Eisenerzen zu verwerten. Man würde es für eine Übertreibung halten, und doch ist es wahr: Diese beiden Erfindungen haben das Weltbild in jeder Beziehung geändert. Man kann sich die Fortschritte der Technik ohne billiges Eisen gar nicht vorstellen. Die Eisenindustrie ist ein Machtfaktor geworden. Als Schwerindustrie beeinflusst sie mehr als andere die Politik und die Wirtschaft der Staaten. Und die Bessemerbirne ist ihre — Geburtsstätte!

Unter den vielen Eisenerzen sind nur einige wenige von Bedeutung, nämlich das skandinavische Magnetit, der wertvollste, weil eisenreichste unter ihnen, enthält er doch bis 72,5 vH Eisen, ferner der Roteisenstein, der sich, wie der ähnlich zusammengesetzte Brauneisenstein, auch in Deutschland in großen Mengen findet (an der Lahn, Sieg und Dill), und der Spateisenstein, dessen Vorkommen im Steirischen Erzberg seit dem 12. Jahrhundert abgebaut wird. Alle diese Erze enthalten aber auch noch sogenannte Verunreinigungen, Elemente, unter denen viele schädliche sind und bis vor wenigen Jahrzehnten die Verwertung der Erze ganz und gar unmöglich machten. Das gilt vor allem vom Phosphor.

Die gefördertsten Erze werden, wenn sie arm sind, angereichert, indem man sie magnetisch aufbereitet — der Magnetscheider wurde vor genau 50 Jahren von Werner Siemens erfunden —, oder aber, wenn sie stark kalk-, sand-, magnesia- oder tonhaltig und kleinstückig sind, in Waschtrommeln durch Wasserschcheidung von den Fremdstoffen befreit. Karbonate, wie Spateisenstein, müssen geröstet, das heißt durch Erhitzen in besonderen Öfen ihrer Kohlensäure beraubt werden, da im Hochofen nur Eisenoxyde, Eisen-Sauerstoffverbindungen, zu metallischem Eisen reduziert werden können. Feinerze, Kiesabbrände der Schwefelsäurefabriken und Gichtstaub briquetiert man häufig, um auch diese Materialien gleichzeitig mit den Erzen nutzbringend ausbeuten zu können. Ehe die Erze in den Hochofen gelangen, muß man sie gattieren, also mischen, so daß ihre Nichteisenbestandteile leicht verschlacken und der Schmelzpunkt der Erze entsprechend erniedrigt wird. Dazu bedarf es gewisser Zuschläge, „Möller“ genannt, die vornehmlich aus Kalk, Flußspat, Quarz oder Ton-schiefer bestehen. Erzschiefer, Möller und Koks werden abwechselnd oben durch die „Gicht“ in den Hochofen eingebracht und bilden zusammen eine „Charge“, die viele Tonnen schwer ist. Ein Hochofen, der täglich bis zu 800 Tonnen Roheisen erzeugt, frißt natürlich viele hundert Waggons Rohstoffe.

Damit der Koks gut verbrennt und andererseits Brennstoff gespart wird, läßt man im Hochofen von unten her „heißen Wind“, das ist vorerhitzte Luft, einblasen. Es entstehen so die Verbrennungsgase, die reich an Kohlenoxyd (CO) sind; dieses CO ist es vor allem, das neben dem festen Kohlenstoff des Kokes die Eisenoxyde zu Eisenmetall reduziert, indem es sich selbst zu Kohlendioxyd oxydiert. Dabei schmilzt das Eisen und fließt in den untersten Teil des Hochofens herab, wo es sich, von der Schlacke bedeckt, sammelt: diese fließt ständig aus dem Schlackenloch ab, ersteres aber wird von Zeit zu Zeit aus einem Abstichloch abgelassen.

Das so erhaltene Roheisen ist sehr verunreinigt, enthält es doch noch einige Prozente Kohlenstoff, Silizium, Mangan, Phosphor, Schwefel und Arsen und andere Elemente. Diese Fremdstoffe sind es, die zum Teil ganz, teils bis auf geringe Reste entfernt werden müssen, damit das Eisen brauchbar wird; denn als Roheisen ist es spröde und brüchig, also nur für sehr wenige Zwecke geeignet. Darum muß man es zunächst oxydieren, dann erst wird es schmiedbar, hämmerbar, schweißbar und schneidbar, kurzum brauchbar.

Bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts hat man diesen Prozeß so ausgeführt, daß man das bereits erkaltete Roheisen mit Erzen zusammen unter Luftzutritt „gefrischt“ hat („Frischen“ = Entfernen der Verunreinigungen.) Das war das Herdfrischverfahren, das heute nur noch in einigen Gegenden Schwedens bekannt ist. 1784 wurde es durch das Puddeln (= Röhren) verbessert. Dieses Verfahren ist aber noch immer sehr unständig, es erfordert viel Zeit und viel Brennstoff. Bestenfalls konnte man auf diese Weise in einem Ofen 3 Tonnen Roheisen in 24 Stunden verarbeiten. Vereinzelt wird noch in unseren Tagen „gepuddelt“. Bis vor 75 Jahren war dies aber allgemein üblich, bis der englische Ingenieur Henry Bessemer vor den zu Cheltenham versammelten Fachleuten unter atemloser Spannung der Zuhörer erklärte, daß nach seinem neuen Windfrischverfahren eine Tonne Stahl, die damals etwa 1200 Goldmark kostete (!), um rund 10 vH dieses Betrages erzeugt werden könne, da es keinen Brennstoff benötige und in 20 Minuten soviel Eisen liefere, als man bisher im Puddelofen in 20 Stunden erhielt! Diese Behauptung mag von manchem anfänglich so aufgenommen worden sein, als wenn jemand sagen würde, er könne ein mehrstöckiges Haus ohne Ziegel in einer Nacht für 5000 Mark erbauen — und doch hat Bessemer sein Versprechen eingelöst.

Worin besteht eigentlich die bedeutsame Erfindung Bessemers, von der wir nun schon wissen, daß auf ihr die Massenproduktion von Eisen und Stahl beruht? Letztens auf einer ganz einfachen Überlegung: Bessemer läßt die Luft nicht mehr über das erhitzte Roheisen

streichen, sondern bläst den „Wind“ durch das flüssige Metall. Man könnte nun meinen, daß dieses dabei abgekühlt wird. Aber gerade das Gegenteil trifft zu: die Temperatur des Metallbades steigt trotz der Abkühlung durch den Luftstrom um einige hundert Grade, ohne daß dabei Wärmezufuhr von außen notwendig wäre. Wie das möglich ist? Das erkannte eben Bessemer als erster. Er wußte, daß jeder Stoff bei der Verbrennung — die ja nichts anderes als eine Oxydation ist, bei der somit Sauerstoffverbindungen entstehen — Wärme gibt. Nicht nur Kohlenstoff (also Kohle, Holz und die vielen anderen organischen Substanzen), sondern auch ungezählte andere, nicht zuletzt jene Elemente, die sich im Roheisen finden, geben beim Verbrennen reichlich Wärme ab. Die Verunreinigungen wirken daher beim Bessemerprozeß gewissermaßen als Brennstoffe. Für je 1 vH Silizium, Phosphor, Mangan oder Kohlenstoff wird bei der in der Bessemerbirne herrschenden Temperatur eine Erhöhung um 190, 120, 46 oder 6 Grade erreicht. Indem diese Fremdstoffe verbrennen, verschwinden sie aus dem flüssigen Roheisen, so daß sich dann das reine Flußeisen oder — wenn man den Prozeß vor der vollständigen Verbrennung des Kohlenstoffs unterbricht — der reine Stahl in der Birne befindet. Letzterer enthält nämlich im allgemeinen etwas mehr Kohlenstoff als das Eisen, doch trifft diese Einteilung seit der Einführung der modernen Edelstähle, die Metallegierungen sind, nicht mehr ganz zu. Im gleichen Maße, wie das Eisen in der Bessemerbirne reiner wird, steigt auch sein Schmelzpunkt, so daß die große Temperatursteigerung, die im Bade hervorgerufen wird, unerlässlich ist. Ein Element aber kann nach dem Bessemerprozeß nicht aus dem Roheisen entfernt werden: der Phosphor = P, und gerade dieser

macht schon in Spuren Eisen völlig wertlos. Darum konnte man alle phosphorhaltigen Erze auch weiterhin nicht zur Eisengewinnung heranziehen. Wohl verbrennt auch der P bei Luftgegenwart leicht, aber weil die Bessemerbirne mit „saurem Futter“ (= kieselsäurehaltiges Material) ausgekleidet ist, wird die durch Verbrennung gebildete Phosphorsäure immer wieder zu Phosphor reduziert und als solcher im Eisen zurückbehalten.

Wir haben gehört, daß Kieselsäure, allerdings nicht für den Hausbedarf, ein viel wirksamerer Brennstoff ist als Kohlenstoff, so daß nach dem Bessemerverfahren tatsächlich sehr bedeutsame Ersparnisse erzielt werden. Diese werden noch dadurch gesteigert, daß man das flüssige Roheisen, so wie es aus dem Hochofen kommt, in Pfannen auffängt, diese mit Kranen in die meist heizbaren Mischer schüttet, hier ansammelt und dann die Abstiche mehrerer Hochofen vermischt und gleichzeitig den Schwefelgehalt des Eisens durch die vorhandenen Mangananteile verschlackt. Schließlich wird der ganze Inhalt, noch heißflüssig, in die horizontal gestellte Birne umgeleert, die auch „Konverter“ heißt, weil sie das Roheisen in Flußeisen oder Stahl „konvertiert“ (umwandelt).

Die 5 bis 6 Meter hohen Birnen, von denen eine große Anzahl nebeneinander auf einer erhöhten Brücke stehen, sind aus starkem Schmiedeeisenblech angefertigt, das zum Schutz gegen die Hitze des Inhaltes (der bis auf fast 2000 Grad Celsius ansteigen kann) innen mit feuerfesten Steinen aus Quarz und etwas Ton ausgekleidet ist. Am Boden der Birne, die ihren Namen nach ihrer Form erhielt, befinden sich etwa 100 Düsen, durch die die heiße Luft mit 2 bis 3 atü eingepreßt wird (nachdem das Roheisen mit Hilfe von Pfannen und Kranen eingefüllt ist), so daß der Wind durch das Metallbad hindurchdringt, sobald die Birnen durch eine mechanische Kippvorrichtung wieder in die senkrechte Lage gestellt worden sind. (Schluß folgt)

## Die Hochfrequenzdrossel im Netzgerät

In allen Netzempfängern und Netzgeräten zur Lieferung der Anodenspannungen treten stets mehr oder weniger starke hochfrequente Störungen auf, die direkt aus dem Lichtnetz übertragen werden. Naturgemäß wirken sich derartige Störungen bei empfindlichen Fernempfängern bedeutend stärker aus, als bei einfacheren Ortsempfängern. Wenn auch die besten Maßnahmen zur Bekämpfung derartiger Störungen stets am besten direkt an ihrem Entstehungsort getroffen werden, so sollte man es doch nicht unterlassen, auch im Netzteil des Empfängers eine entsprechende Schutzvorrichtung einzubauen. In den nachfolgenden Zeilen soll deshalb kurz darauf eingegangen werden.

Da es sich, wie erwähnt, um hochfrequente Störungen handelt, können sie nur durch sogenannte Hochfrequenzdrosseln ferngehalten werden. Diese Drosseln sind so konstruiert, daß sie den hochfrequenten Strömen einen großen Widerstand bieten, während alle anderen Ströme fast ungehindert hindurchgelangen können. Nun benutzt man zwar, wie den Radiobastlern bekannt sein dürfte, auch in den eigentlichen Empfängern schon an und für sich derartige Hochfrequenzdrosseln. Die in diesen Fällen benutzten Konstruktionen der Hochfrequenzdrosseln können jedoch aus verschiedenen Gründen für den hier gedachten Zweck — also im Netzteil — nicht verwendet werden.

Erstens besitzen sie einen viel zu großen Widerstand, der beträchtlich ist. Außerdem halten sie die im Netzteil auftretende hohe Belastung nicht aus. Sie sind ja nur für sehr kleine Ströme berechnet und würden daher bei ihrer Verwendung im Netzteil entweder durchbrennen oder sich doch zum mindesten zu stark erwärmen, was auch nicht gerade von Vorteil ist.

Es werden deshalb in letzter Zeit von mehreren Firmen Spezial-Hochfrequenzdrosseln in den Handel gebracht, die besonders für den hier in Rede stehenden Zweck konstruiert sind und daher auch allen an sie zu stellenden Anforderungen gerecht werden. Diese Drosseln werden im allgemeinen als sogenannte Doppeldrosseln gebaut und besitzen je Drosselhälfte einen Gleichstromwiderstand von etwa 3 bis 5 Ohm. Sie sind für verschiedene Dauerbelastungen erhaltlich, so daß jeder ein geeignetes Modell für seinen Zweck herausfinden kann. Als Durchschnitts-Dauerbelastung kann man etwa 0,5 Ampere ansehen, was für die meisten Zwecke ausreichen dürfte. Wir wollen nun sehen, wo diese Drosseln zweckmäßig eingebaut werden können.

Handelt es sich bei dem Gerät um ein solches für den Anschluß an ein Gleichstromnetz, so wird zweckmäßig in jede zum Netz führende Leitung je eine Hälfte der Drossel eingeschaltet. Außerdem ordnet man zweckmäßig hinter der Doppeldrossel noch zwei Blockkondensatoren von etwa 2000 bis 5000 cm Kapazität an, deren Mitte man erdet; also mit der Erde verbindet. Die Abb. 1 zeigt ein entsprechendes Schema, in dem die eben besprochenen Maßnahmen vorgesehen sind. In der gleichen Weise verfährt man, wenn es sich um ein für den Anschluß an das Wechselstrom-Lichtnetz konstruiertes Gerät handelt. In diesem Fall wird die Doppeldrossel mit den angegebenen Kondensatoren in die vom Netztransformator zur Steckdose führenden Leitungen angeordnet.

Bei vielen Wechselstromnetzgeräten, in denen als Gleichrichterröhre eine gasgefüllte Type verwendet wird, treten auch durch diese Röhren hochfrequente Störungen auf, die es ebenfalls zu beseitigen gilt. Auch hierzu können die oben erwähnten Spezial-Doppeldrosseln mit Vorteil benutzt werden. Handelt es sich um eine Schaltung mit sogenannter Vollweg-Gleichrichtung, was wohl in den meisten Fällen zutreffen dürfte, so wird sowohl in die Plus-, als auch in die Minusleitung je eine Hälfte der Doppeldrossel eingeschaltet. Besondere Blockkondensatoren sind hierbei nicht erforderlich. Die Abb. 2 zeigt eine Schaltung, für Wechselstromnetze, in der alle hier besprochenen Maßnahmen vorgesehen worden sind.

Ing. K. N.

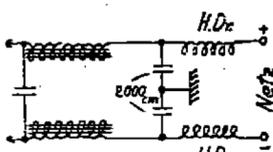


Abb. 1

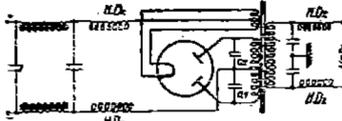


Abb. 2

## Mobilisierung der Gehirne

Erfindungen und Entdeckungen wurden im letzten Jahrzehnt eine Unmenge gemacht. Der Hochstand der Technik ist das Ergebnis emsiger Forscherarbeit. Doch immer mehr werden die menschlichen Gehirne mobilisiert, um neue Erfindungen den alten hinzuzufügen. Nach der neuesten Statistik des Reichspatentamtes sind im Jahr 1930 78 400 Patentanmeldungen erfolgt. Gegenüber dem Vorjahr ist eine Zunahme von 5652 zu verzeichnen. Von Jahr zu Jahr fand eine Steigerung statt. Von 1924 bis 1930 ist eine Zunahme von 22 000, und zwar von 56 800 auf 78 400 zu verzeichnen. Ähnlich stark ist die Zunahme der Gebrauchsmusteranmeldungen. 1924 wurden 53 900, 1929 67 300 und 1930 76 200 Gebrauchsmuster angemeldet. Hiervon wurden 50 200 in die Gebrauchsmusterrolle eingetragen. Von den im Jahre 1930 erfolgten 78 400 Patentanmeldungen wurden 76 700 als wertvoll genug erachtet, um die Patenterteilung vorzunehmen. Gegenüber 1929 ist eine Zunahme von 6535 Patenterteilungen zu verzeichnen.

Diese Angaben beziehen sich nur auf Deutschland. Sie geben infolgedessen nur ein Teilbild von der Mobilisierung der Gehirne. In den anderen Staaten ist es ebenso. Beim Durchlesen der ausländischen Zeitschriften, besonders der amerikanischen, stößt man fortwährend auf neue Erfindungen und Entdeckungen für die Erleichterung der Produktion. Es werden ihrer noch viel mehr ans Licht der Öffentlichkeit kommen, sobald sich die Wirtschaftslage bessert, das heißt, sobald die Anwendung wieder Gewinn verheißt. Das ist an sich gewiß erfreulich. Aber mit der Verwendung der neuen technischen und chemischen Neuerungen werden neue Arbeiterhaufen überflüssig, und dadurch wird bewerkstelligt, daß die Besserung der Wirtschaftslage nicht eine entsprechende Besserung des Arbeitsmarktes nach sich zieht.

Ein lebenswertes Tun, das Grübeln nach Erleichterung der menschlichen Arbeit durch Erfindungen und sonstigen Verbesserungen. Doch wenn dadurch die Menschheit nicht bereichert, sondern nur Arbeitskräfte ausgeschaltet, zum Hungern und Verelenden verurteilt werden, dann kann die Freude über die Erfindertätigkeit nur begrenzt sein.

## Das Helium für Taucherarbeit

Das Helium wird bekanntlich als Gasfüllung von Luftschiffen verwendet. Seine große Auftriebskraft und besonders seine Unentzündbarkeit machen es zum Ballonfüllen äußerst wertvoll. Kaum, daß es sich bei den Luftschiffen eingeführt hat, werden Versuche für noch größere Verwendbarkeit angestellt.

Es galt bisher als feststehend, daß der in der Taucherglocke befindliche Mann bei Arbeiten, die in größerer Wassertiefe vorgenommen werden müssen, unter den Druckveränderungen, die in der Tiefe herrschen, sehr stark zu leiden hat. Es war daher oft unmöglich, längere Zeit in beträchtlichen Tiefen zu arbeiten. Die Taucher mußten nach ganz kurzer Zeit wieder an die Oberfläche gezogen werden, weil eben der Körper unter den Druckverhältnissen versagte.

Bei den neuen Versuchen nun, wurde der für den Taucher bestimmten Atmungsluft, die ja, weil sie den Wasserdruck in der Tiefe überwinden muß, unter einem erhöhten Atmosphärendruck steht, etwas Helium beigemischt. Das Ergebnis war, daß die Erscheinungen der sogenannten Taucherkrankheit ausblieben. Diese Tatsache ist namentlich für die Senkkastenarbeiten oder für die Arbeiten unter der Taucherglocke von größter Bedeutung. Sie ermöglicht nicht nur — und bei Mischungen von Sauerstoff und Helium zur Einatmungsluft sollen die Erfolge noch besser sein — die Erreichung von größeren Tiefen, eben weil ein höherer Atmosphärendruck angewendet werden kann, sondern die Verwendung von Helium soll auch die Übergangszeit zwischen erhöhtem und normalem Luftdruck abkürzen. Bisher mußte der Taucher immer außerordentlich langsam an die Oberfläche gezogen werden, damit er nicht unter den veränderten Druckverhältnissen zu Schaden kam. Um solchen Zufälligkeiten zu begegnen, waren Hochdruckgeräte, meistens in Form großer Röhren, in die der Druckerkrankte hineingelegt werden konnte, an Bord eines jeden Taucherschiffes zu finden. Die Verwendung von Helium scheint diese Unbequemlichkeiten entbehrlich zu machen. Paul Bleichner



# Familie und Heim



## Armut schändet nicht

Die gütige Dame, die jeden Tag eine Stunde wohl-tätigkeitsmüllert, bevor sie sich zu ihrem Tee begibt, reichte ihrem sehr benachteiligten Nebenmenschen nicht nur eine milde Gabe, sondern auch die Hand und über-dies eine moralische Wegzehrung: „Armut schändet nicht.“

Es gibt also noch immer Menschen, die Sprichwörter im Munde führen und sie bei passenden Anlässen ertönen lassen, wie ein Barde, der Rhapsodien auf seinem Instrument begleitet. Sprichwörter haben eine un-verkennbare Verblödungstendenz. Sie sind die bequeme Wahrheit jener Vogelgehirne, die ihre Weisheiten auf der Chaussee des Geistes aufpicken, wo ein wild-gewordener Pegasus auf dem Ritze in die Unsterblich-keit Zitatenäpfel fallen läßt. Manchmal zeitlich bedingte Wahrheiten, manchmal bare Flachheit, die sich in tief-sinnige Worte hüllt, verwandeln sie sich meistens bald in einen gemeingefährlichen Unsinn, der sich fortpflanzend weiterpflanzt. Hinter manchen, scheinbar ganz treu-herzigen Warheiten liegt eine sozial gefährliche Tendenz verborgen, die die Urteilskraft von Generationen zu trüben vermag. Den Mann, der das Sprichwort geprägt hat, daß Armut nicht schändet, den würde ich, wäre ich ein rächender Gott, wiederbeleben, zu einer fünfzehn-hundertfachen Wiedergeburt auf immer tieferer sozialer Stufe verdammen und ihn die Wahrheit seines Satzes unbarmherzig so lange am eigenen Leib und eigener Seele erproben lassen, bis er vor dem Throne der Hölle heulend und zähneklappernd die gigantische Anmaßung dieser unverschämtesten aller Lügen bekennen würde.

Armut schändet nicht — das ist ein Satz, dem ge-mästeten Bauche eines überernährten Speießers entrülpst, der das Mühen und Streben der Armen, ihren Schweiß, ihren Kummer, ihre Last, ihre Entbehrung mit dem prickelnden Wohlwollen betrachtet, mit dem wir in der Arena den halbsbrecherischen Kunststücken der Artisten zuschauen, die uns für unsere Bezahlung etwas bieten müssen. Er ist gezeugt aus der Stimmung des Müßig-gängers, der an einem glühenden Sonntag den schwer arbeitenden Schnittern zusieht und sich bei diesem An-blick dem eigenen Nichtstun unbewußt mit doppeltem Genuß hingibt.

Wann hätte Armut je nicht geschändet? Wann hätte im Kampfe des Daseins, in der Anerkennung der Menschen, in der Gerechtigkeit der Justiz, im Wohl-wollen der Umgebung, der Frack die Bluse nicht besiegt, die Bügelfalte nicht über den ausgefranstes Hosenrand triumphiert? Armut ist die größte Schande, sie macht dich wehrlos, unbeschützt gegen jeden Angriff, sie liefert dich jeder Niedertracht aus. Wer am ärmsten ist, ist am geschändetsten, wer nicht einmal soviel be-sitzt, einen „ständigen Wohnort“ nachweisen zu können, gleicht einem Verbrecher, der durch die Straßen gejagt wird — er ist vogelfrei, vogelfrei wie der Unglückliche des Mittelalters.

Hätte Christus Geld besessen und Agitationsgelder verstreuen können, die Mächtigen zu üppigen Gast-mählern geladen und nicht Fünfhundert mit einem Brote speisen müssen — das Wunder wäre ein noch viel größeres geworden. Ein gesättigter Tyrann wäre fried-lich am Schlagfluß gestorben und nicht ein Revolutionär den Märtyrertod am Kreuze.

Aus ihren vermorschten Gräbern steigen Scharen ver-hungerter Genies, die die Vorsehung zu Hohem aus-ersah — die Armut hat ihren göttlichen Geist ge-schändet, ihren Flug gebrochen, ihre Seele entseelt. Auf elendem Lager, auf fremdem Leintuch — wie viele er-habene Geister, die selbst der Hausmeister wegen ihrer Armut verachtete, sind so dahingestorben?

Gehet durch die nächtlichen Straßen, sehet die Zwanzigjährigen, die schon mit Dreißig den Würmern zum Fraß dienen — seht, wie die Armut sie schändet und dann erwürgt, sie, die so schön sind wie die Töchter der Reichen, so liebreizend und tugendhaft sein könnten wie ihre glücklicheren Schwestern, wenn die Armut nicht wäre!

Öffnet die Tore der Zuchthäuser und fragt sie dort drinnen, welcher Dämon sie zu Verbrechen und Ver-derben führte! In hundert Fällen werden dir fünfund-neunzig entgegenschreien: Unsere Armut hat es getan.

Zieh die Vorhänge der Ehebetten zurück, lasset die haßverzerrten Lippen sich öffnen und ihre Geschichte erzählen: Die Armut hat ihre Liebe vergiftet und Not hat Haß gezeugt und aus diesem Haß werden der Armut neue Opfer geboren.

Die Armut schändet nicht? Darauf antwortet euch ein ungeheurer Schrei aus zerfallenen Gräbern, aus dunklen Gassen, aus finsternen Häusern, und fegt diese Lüge, erfunden von der Welt des Geldes, dem Armen zum Hohn, vor sich her, wie ein Sturmwind ein welkes Blatt vor sich hintreibt. Wenn Armut keine Schande ist, dann, ihr Reichen, gehet hin und seid auch einmal arm. Thekla Merwin.

## Der Schrebergarten

Auf den gleichbenannten Aufsatz in Nr. 18 der MZ gehen uns, wie zu erwarten war, Zuschriften zu, worin manches an der Meinung, die in dem Aufsatz zutage tritt, kritisiert wird. Wir bringen heute eine der Zuschriften. Es ist wohl gut, zu betonen, daß die Verfasserin des Aufsatzes keineswegs zu den Gegnern des Schrebergartens zählt, nur wollte sie mit ihren Ausführungen dafür wirken, daß der Schrebergarten nicht zu einem Strebergarten ausartet; daß der Besitzer eines solchen Fetzens Erde nicht vergißt, daß es zum Sonnen und Rasten, zur Erholung dienen soll. Das ist ja wohl auch meistens der Fall, was aber nicht ausschließt, daß Ausartungen, die die Ver-fasserin des genannten Aufsatzes treffen wollte, noch sehr zahlreich sind. Wir lassen nun die Zuschrift folgen:

Die Schreiberin des Aufsatzes „Der Schrebergarten“ in Nr. 18 war wohl nie glückliche Besitzerin eines Gartens und ist vor allem vollkommen falsch über Zweck und Ziele des Klein-gartenhauses unterrichtet. Sie hat wohl den Kleingarten aus ihrer Kindheit in Erinnerung. Wenn sich die Schreiberin heute einmal in den Anlagen eines gut geleiteten Vereins umsehen wollte, dann würde sie bald merken, daß von all dem Rummel und Firtelanz dort keine Rede mehr ist. Wer einmal Gelegen-heit hatte, die Filme des Reichsverbandes der deutschen Klein-gärtner „Land in Sonne“ und „Kind in Sonne“ zu sehen, der wird zugeben, daß wir Kleingärtner doch wohl größeres im Auge haben, als Gurkenpräparierungen und Erntefestrummel. Der Kleingärtner empfindet die „mühevoll“ Arbeit gar nicht als solche; Gartenarbeit ist eben Arbeit im Gewande der Freude. Darin liegt ja zum Teil der Wert eines Kleingartens, daß er dem Menschen, der den ganzen Tag in Fronarbeit steht, Gelegenheit gibt zu selbstgewählter, sich selbst auferlegter Arbeit, Gelegenheit zu schaffen und zu gestalten nach eigenem Willen.

In seiner Arbeit und Beschäftigung mit der Natur findet der gehetzte, verbitterte Mensch die Harmonie seiner Seele wieder. Wenn er nur in seinen Garten ginge, um sich lang zu legen, dann würde ihm der Garten bald ebenso langweilig wie eine leere Wohnung. Der Kleingärtner ist gar nicht so rückständig, wie Schreiberin glaubt, er ist vielmehr Neuerungen, die sich als gut erwiesen haben, stets zugänglich, aber mit der Rationali-sierung bleibt uns, bitte, vom Leibe. Wir Kleingärtner wissen selbst, daß der Garten erst dann seinen Zweck erfüllt, wenn er Familien- und Erholungsgarten geworden ist; aber alles kann erst dann ganz geschehen, wenn das Problem der Dauer-anlagen besser gelöst ist. Bis dahin wollen wir uns freuen, daß es trotz allem noch Menschen gibt, die Freude an der Natur haben, die eine Verbindung mit der Allmutter Erde suchen — und der selbstgebaute Kohl schmeckt doch besser als ge-kaufter. Wer es nicht glaubt, hat noch keinen selbstgebauten gegessen. Emil Klotz.

aus den Augen, steht auf, sucht. Gepäck wird herunter-genommen. Kofferdeckel klappen.

Marie wird wach. Sie sieht sich erstaunt um, denkt nach findet sich zurecht. Sie will hinaussehen. Die Fensterscheibe ist beschlagen. Ein Mann wirscht mit seinem Rockärmel lang-sam und bedächtig die Scheibe ab.

Der Mann am Fenster zeigt hinaus und sieht Marie an. „Berlin!“ Marie lächelt verlegen scheu und nickt. Sie ist gan-wach geworden.

Sie hat nichts zu ordnen oder zu packen. Ihr Koffer liegt noch immer so oben, wie er am Morgen hingelegt wurde. Sie sieht Marie unberührt von der Geschäftigkeit, untätig, doch schon halb interessiert, neugierig in die Lichter hinein, die links und rechts vom Zug aufspringen, vorbeirutschen, falle und entschwinden, um neuen Raum zu geben. Lange Züge hetzen heran und sausen vorbei, Lichtreihen hell schimmernde Fenster. Maries Blick erhascht sie gerade noch; fremde, gleich-gütige, müde Gesichter an den Fenstern, Menschenballen, die da stehen und vorüberfliegen. Es ist wie ein Wettlauf zu dieser Stadt! Marie erschrickt. Jemand im Abteil spricht: „...nein nur Vorortzüge!“ Jetzt kommen kleine Bahnhöfe. Immer mehr. Der Zug scheint zu bremsen; der Takt der Räder wird ruhiger. Die Abstände der Bahnhöfe, die sie noch ohne Halt durchfahren, werden immer kleiner. Rechts und links springen jetzt die ersten Häuser auf, einsame, in den Leer-flächen wie verlorene Mietkasernen. Jetzt sind es schon Häuser-wände, Mauerwalle, hinter denen Marie Menschen ahnt. Vor-dort kommt Lärm bis ins Abteil hinein. Und nun wird es deutlicher: Mietkaserne an Mietkaserne, zwischen denen die Bremsen kreischen und der Zug immer langsamer fährt.

Wieder kommt Unruhe über Marie. Nicht die alte! Staunen und beklommen, vorläufig noch ratlos und hilflos sieht Marie diesen Häuserwust: ihre neue Heimat! Marie kann das noch nicht verstehen.

Plötzlich empfindet Marie ein unaussprechliches Angstgefühl vor dieser Riesenstadt, in der sie nun leben soll. Kann man denn dort leben? Zerrädet sie nicht? Verwirrt sie nicht? Muß das nicht töten? fragt Marie. Und sie fragt auch, ob da die Welt ist, von der sie einmal geträumt hat.

Mit einem Ruck hält der Zug wieder das Schreien, diese Überfall der Rufe, diese Überumpelung des Unbezüglichen und diese Wirrnis des Unentwirrbaren. Was ist das? frag hillos Marie. Sie steht noch immer in dem schon von de-anderen geräumten Abteil. Niemand hat ihr geholfen.

Jäh lacht Marie auf: Nein! Es soll sie nicht erschrecken! Sie nimmt den Koffer, die wenigen Sachen, und will gehen. Au-dem Fenstertisch liegen Blumen. Marie erinnert sich: die Mar-gueriten der Schwester Beatrix. Sie sind verwelkt und scheu-traurig aus. Marie will nach ihnen greifen, da hindert ein Ge-danke: Nichts soll daran erinnern, was war! Sie dreht sich um und geht.

Doch wieder wird sie hilflos. Sie steht auf dem Bahnsteig vom Lärm und von den Menschen umbrandet. Sie findet sich nicht zurecht. Wo muß sie hin, wo ist der Ausgang? Niemand beklümmert sich um sie. Sie wird hin und her gestoßen und weiß nicht mehr ein noch aus. Ein Stimme ruft. Eine Hand winkt, Marie sieht ungläubig auf. Ein freundliches beruhigende Lächeln steht vor ihr. Da ist eine Dame in Schwesterntracht und da ist auch die Stimme, die hilfreich rief. Sie fragt Marie nach dem Woher und Wohin. Marie, der ein Stein vom Herzen fällt, gibt aufatmend Antwort. Die Dame lacht: „Das werden wir gleich schaffen! Nur nicht unterkriegen lassen!“ Marie blickt verwundert auf. Die Dame erklärt. Sie ist von der Bahn-hofsmission. Marie fühlt sich gerettet.

Schnell und völlig ruhig folgt sie der Schwester, die schon Maries Koffer genommen hat, aus dem Gewirr heraus auf die Straße. Dort bleibt sie eine Minute fassungslos stehen. Hier ist die Omnibushaltestelle, von der aus Marie weiterfahren soll. Sie müssen noch warten.

Marie sieht sich um. Gedränge, Hetze, Lärm, Neues. Oben hoch über der Straße, auf dem Dach eines hohen Hauses dreht sich ein leuchtendes Rad. Dreht sich, irrsinnig immer weiter schleudert Buchstaben mit sich, die Marie wohl entziffern kann. Die aber unverständlich sind wie diese Straße, wie diese Stadt.

Der Omnibus! Schnell stupt die Schwester Marie hinein und spricht mit dem Schaffner. Er soll Marie im Auge be-halten und sie an ihrer Haltestelle, einer Seitenstraße im alten Westen, absetzen und weiterweisen. „In Ordnung, Schwester!“ Schneller Dank und Abschied; der Omnibus rattert weiter Mit Marie.

Marie fällt auf. Man sieht sie flüchtig aufmerkend, so über die Zeitung hinweg, teils belustigt, teils gelangweilt an und lächelt erhaben oder spöttisch. Marie fühlt es und wird noch verlegener. Sie ist froh, als der Schaffner sie erlöst: „Sie müssen hier raus, Fräulein!“ Während sie absteigt, reicht er ihr noch ihren Koffer und zeigt ihr den Polizisten, an den sie sich nun weiter wenden müsse.

Das ist nicht so leicht, diese Straße zu überqueren und zu dem Polizisten zu gelangen. Marie versucht es und muß immer wieder vor den Wagen und Automobilen ängstlich zurück-weichen. Doch schließlich gelingt es. Der Polizist ist freundlich und zeigt ihr den Weg. Es sind nur zwei Minuten.

Marie steht vor dem Hause, das groß ist und vielen Men-schen Raum sein muß. Vor diesem Tor, das mächtig ist wie ein Rachen. Dahinter aber wohnt die Ruhe. Und vielleicht auch Güte. Marie lächelt und geht durch das Tor hindurch, steigt Treppen, bis sie vor einem Türschild steht, das den Namen trägt, den Marie sucht. Marie bleibt aufatmend stehen. Was liegt hinter dieser Tür? Gutes oder Böses?

Schwester Beatrix hat einmal so von einer Tür gesprochen: „Tür der Hoffnung!“ Marie muß jetzt daran denken. Ja, so ist es! Und lächelnd hebt sie den Kopf. Frei, mutig, gläubig. Drückt entschlossen auf den Klingelknopf und lauscht.

Eine weiche, melodische Klingel antwortet. Gedämpfte Worte. Weiche Schritte kommen näher. Die Tür öffnet sich zu einem handbreiten Spalt. Daraus leuchten zwei liebe, gute Augen. Maries Angst ist geschwunden.

Die Augen haben nicht betrogen. Die neuen Dienstgeber sind liebe Leute, stille, freundliche, alte Menschen, die beschaulich hinter dem Leben stehen und für die kurzen Tage, die sie noch in der Sonne sitzen wollen, alle Härte und Hast der Worte abgetan haben. Der Herr ein pensionierter höherer Beamter, der stundenlang und weltverloren vor seiner Brief-markensammlung sitzen kann. Vor allem aber: die Frau Ost-preußin! Marie ist glücklich, heimatliche Worttönung zu hören. Das mildert die Fremde. Und es ersetzt beinahe die Korn-felder, die Weiden, das Gemüß der Kühe, den Stallduft, den Sang des Sprossers, den Reiherschrei und den See. Alles das, das nun nicht mehr ist.

Marie fühlt, wie man es gut mit ihr meint. Mit keinem Wort spricht man von „der Schande“, wie die Dame in Königsberg — wohl ohne Marie wehtun zu wollen — ihre Mutterschaft ge-nannt hatte. Hier ist eine gütige Stille, die wohl tut und nicht fragt oder anklagt. Hier ist Ruhe. Ruhe und Arbeit. Viel Arbeit, die man ihr statt Trostworten gibt. Und Marie be-greift, daß Arbeiten, viel Arbeiten Rettung ist. Erlösung und Befreiung, die stärker befreit und schneller erlöst als ein ganzer Sack voll leerer Trostworte. (Wird fortgesetzt)

# Das Leben der Marie Szameitat

Von Josef Maria Frank

Copyright 1930 by „Der Bücher-kreis GmbH“, Berlin 1931

### IX.

An einem frühen regnerischen Morgen, der nebelhaft und kalt war, trat Marie aus dem Anstaltstor und ging schnell, ohne sich umzusehen, die Straße hinunter, die zu dem Bahnhof führte.

Marie trug neue, einfache Kleidung, einen Handkoffer, einige kleine Päckchen, einen geschlossenen Regenschirm und in der Manteltasche wiederum einen Brief mit einer Adresse für unbekannter Menschen, die ihr neues Leben umschließen und bestimmen sollten.

Schwester Beatrix, die Marie zum Bahnhof brachte, mußte ihr den Schirm aus der Hand nehmen und öffnen und über sie halten. Marie hatte das völlig vergessen. Sie hatte nicht ge-spiert, daß es regnete. Sie froh war.

Schwester Beatrix suchte sie anzumanteln. Aller Trost prägte zu Marie, der Schweigsamen, ab. Wie in Flucht vor sich selbst floh sie in das schmutzig gelbgraue Gebäude, in die Bahnhofshalle. Dort stand schon der Zug, der sie nach Berlin bringen sollte. Schwester Beatrix suchte ihr einen Sitz-platz am Fenster. Das würde ablenken. Dann setzte sie Marie wie ein kleines Kind auf den Platz, legte ihr Gepäck und ihre Kleingkeiten in das Gepäcknetz und drückte Marie einen Strauß der bunten Margueriten in die Hand. Marie lächelte hilflos und dankbar.

Die Maschine zischte auf. Marie erschien es feindlich. Sie schreckte hoch. Dann verzückelte sich Schwester Beatrix. Marie hätte wohl ihre Worte, doch sie verstand sie nicht. Sie konnte nicht sprechen, nur dankbar lächeln. Schwester Beatrix ging.

Als der Zug sich in Bewegung setzte und langsam anbahrend aus der Halle hinausrollte, griff Marie zu ans Herz. Sie fühlte einen breisamen, schmerzhaften Schmitt. Es war, als raffe man ein mit ihr verwachsenes Stück Fleisch ihr vom Leibe. Sie fühlte, wie die Maschine zog und sie von Kind, Mutter und Heimat trennte, und wollte schreien.

Mühsam grub Marie die Zähne fest und tief in die Unter-lippe, daß sie schmerzte, steuerte mit aller Kraft die Hände auf den Fensterbord und überwand. Sie dachte an das Ver-

sprechen, das sie der Herrin, der Schwester Beatrix, ihrem Kinde und nicht zuletzt sich selbst gegeben hatte.

Sie wollte nicht kaputtgehen! Sie durfte es nicht! Sie wollte wieder hoch. Zu sich selbst!

In gleichmäßigen, gefühllosen Rhythmen ratternd, gleichgültig der Menschen, die er trug und die voneinander nichts wußten, raste der Zug über weite Ebenen und breite Flüsse, an Käten, Dörfern und Städten vorbei, wo überall Menschen wohnten. Hunderte, Tausende, Millionen Menschen, arme und reiche, glückliche und geschlagene Menschen, von denen einer nichts wußte um den anderen. Vielleicht gingen unter ihnen zu dieser Zeit Tausende von Marien. An dem Zug vorbei, der ihre Schwester mit sich trug in die nebelgraue Ungewißheit eines beginnenden Tages.

Wie gut es doch sein kann, wenn Räder rollen! Stundenlang, immerfort. Wenn sie von einer Schiene zur neuen springen. Gleichmäßig kommen die Stöße wie Sekundenschläge einer ratternden Uhr, die manchmal müde wird und langsamer hämmert, für eine kleine Weile still steht und dann wieder hastig und stoßend zu klopfen beginnt. Bis die Takte wieder im alten Gleichmaß singen. Man muß darauf hören und man verliert sich darin. Es ist wie ein gütiges Schlaflied, zu dessen Gleichmaß pendelnd die Wände leise schwanken und dieselben Bretter sich immer wieder an den gleichen schmerzenden reiben. Marie hat geschlafen. Fast zwölf Stunden. Nur manchmal, wenn das Uhrwerk der Räder zu jährlings stillgestanden hatte und diese unter dem Druck der Bremsen aufkreischten, war sie aufgeschreckt und hatte teilnahmslos hinsangesehen.

Draußen ist es schon dunkel. Ab und zu fliegen gepenstlich große, grellleuchtende Lichtungen vorbei und blenden in das abgedunkelte Abteil, leuchten für den Bruchteil einer Sekunde über Maries Gesicht, daß es unwirklich weiß aufleuchtet.

Jemand reißt die Abteiltür auf, ruft laut hinein. Plötzlich kommt Leben in die losgelösten Leiber. Eine Hand läßt den Abblendschirm der Lampe aufklappen. In greller Weiße, die den Augen weint, liegt das Abteil. Man reißt sich den Schlaf

# Das Rätsel um den Schloßherrn von Laeke-Bosschen

Von Heinrich Wandt

## Das „Duell ohne Zeugen“

Das 3. Garde-Ulanen-Regiment war ein sehr feudales Regiment. Seine Offiziere rekrutierten sich nur aus Mitgliedern der vornehmsten deutschen Freiherren-, Grafen- und Fürstenfamilien. Im Herbst 1914 und im Frühjahr 1915 hatte es eine Aufgabe inne, die eigentlich keinem aktiven Truppenteil, sondern einer Landsturm-Abteilung zugestanden hätte: Es war südlich der Stadt Brügge im Bereiche der Etappe Gent eingesetzt, um die rückwärtigen Verbindungen der an der Yser kämpfenden und sich dort verblutenden jungen Regimenter sichern zu helfen.

Der Stab des Regiments lag in dem prächtigen Schloß Laeke-Bosschen bei Ruddervoorde, unweit der kleinen Stadt Beernem, das dem reichen und wirklich feingebildeten Baron Henri d'Udekem d'Acoz gehörte. Er war nie Soldat gewesen. Das militärische Handwerk, der völkerverhetzende Nationalismus, von dem es sich nährt, war ihm zuwider. Aber er sagte sich, daß die ihm aufgezogenen Gäste genau so wenig wie er an dem Ausbruch des Weltkrieges und der Vergewaltigung der belgischen Neutralität Schuld trügen. Darum entwickelte sich zwischen den Soldaten und ihm im Laufe der Zeit ein fast freundschaftliches Verhältnis.

Er saß mit den eleganten, parfümierten und pomadisierten, meist in ihren farbenprächtigen Friedensuniformen steckenden Reiteroffizieren an der Tafel, auch am Spieltisch, und ließ ihnen aus seiner Küche und Keller die besten Sachen bringen. Zum Dank dafür schossen sie ihm aus purer Langeweile nahezu sein ganzes, in langen Jahren sorgsam gehegtes Wild ab.

Einer von ihnen, der Rittmeister und Eskadronchef Freiherr Rickolt von Gagern, ein Enkel des Präsidenten der Deutschen Nationalversammlung von 1848 und Sohn des gleichnamigen großherzoglich hessischen Provinzialdirektors von Starkenburg, ging noch weiter: er stellte der jungen Gattin des Schloßherrn nach, und es gelang ihm auch, sie zu verführen.

Die Baronin neigte nämlich stark zur Hysterie. Das brutale Wesen des fremden Offiziers sagte ihr besser zu als die stille und in sich gekehrte Art ihres Mannes. Dazu kam noch, daß der hessische Freiherr gegenüber dem bedeutend älteren Herrn von Laeke-Bosschen nicht nur die magische Anziehungskraft ins Treffen führen konnte, die das bunte Tuch von jeher auf viele Frauen ausübt, sondern daß er auch ein Äußeres besaß, das sich sehr gut dazu eignete, das schwache Geschlecht für ihn einzunehmen.

Er hatte schwarze Haare und einen immer blassen Teint, der ihm bei romantisch veranlagten Frauen den Nimbus einer interessanten Persönlichkeit verlieh. Außerdem war er schlank und groß und dabei doch von zarter, fast mädchenhafter Statur. Wer seine tiefbraunen Augen ohne das gelbe Funkeln der Tücke sah, das während eines Wutausbruchs in ihnen aufleuchtete, der hätte in ihm nie den grauenhaften Unmenschen vermutet, als den er sich dann entpuppte.

Es war ihm nicht nur um eine bloße Liebslei mit der Baronin zu tun. Sein Sinnen und Trachten ging darauf hinaus, sich nach Kriegsende, das nach der allgemeinen Überzeugung unserer Militaristen auch die Einverleibung von Belgien mit sich bringen würde, regelrecht mit ihr zu verheiraten, um dadurch auch in die Nutznießung des riesigen Vermögens zu gelangen, das ihr Gemahl sein eigen nannte.

Da aber der händrische Edelmann nicht danach aussah, daß er von selbst sobald das Zeitliche segnen könnte, so faßte er den festen Entschluß, ihn bei der ersten besten Gelegenheit aus dem Wege zu räumen. So reifte

### der wahrhaft teuflische Plan,

die Ermordung des Schloßbesizers auf eine solche Art auszuführen, daß er sie im Falle einer Entdeckung als ein sogenanntes „Duell ohne Zeugen“ darstellen konnte.

In der zweiten Hälfte des Mai versah das 3. Garde-Ulanen-Regiment schon über acht Wochen den gleichen friedlichen Dienst in der von der lebensgefährlichen Front noch bedeutend weiter entfernten und an die neutralen Niederlande angrenzenden belgischen Provinz Limburg. Da hielt von Gagern die Zeit für gekommen, um zur Tat zu schreiten. Er bat zuerst den mit ihm sonst sehr befreundeten Ordonnanzoffizier des Regiments, ihm bei seinem beabsichtigten „Zweikampf“ mit ihrem ehemaligen, immer so liebenswürdigen Quartierwirt als Sekundant zur Seite zu stehen. Aber er hatte mit diesem Ansinnen kein Glück, denn dieser Herr durchschaute das hunds-gemeine Vorhaben und lehnte schroff ab, es zu begünstigen. Der erlauchte Prinz Udo zu Stolberg-Wernigerode-Rosla, der als 22jähriger Leutnant dem Regimentsstab angehörte, war dagegen sofort willens, ihm diesen „Freundschaftsdienst“ zu leisten. Im Verein mit ihm begab er sich mit allem Eifer an Werk, um die Ungeheuerlichkeit sondersgleichen so gut vorzubereiten, daß ihr Gelingen außer Frage stand. In der Pfingstwoche des Jahres 1915 war er so weit, und am 22. Mai, dem Pfingstsonntag, ließen sich die beiden von ihrem Kommandeur auf zwei Tage beurlauben, um eine „Spritztour nach Brüssel“ zu unternehmen. Sie benutzten für ihre Fahrt einen Kraftwagen des Regimentsstabs, in dessen Innern sie heimlich die Uniformen zweier an der Front schwerverwundeter und dann im Kriegslazarett verstorbener Infanterieoffiziere sowie ein Paar gleich aussehender Pistolen und zwei Spaten verstaute.

Die Nacht zum Pfingstsonntag verbrachten sie in einem öffentlichen Haus zu Brüssel, dann fuhren sie über Aalst, Gent und Beernem weiter. Sie hatten mittlerweile den gewöhnlichen feldgrauen Anstrich des Militärautos in einen auffallenden blutroten verwandelt lassen und sich selbst mit Hilfe der beiden Uniformen als zwei wenig salonfähige Frontoffiziere maskiert. Prinz Udo, der das Vorhaben äußerst spaßhaft fand, hatte sich zum Überfluß noch den Tag zuvor in der belgischen Landeshauptstadt einen bei einem Theaterfriseur erstandenen falschen Bart in das Gesicht geklebt.

Unweit Ruddervoorde war eine kleine Abteilung von Feldgendarmen stationiert. Der Rittmeister schreckte sie von ihrem Lager auf und befahl ihnen, das an der Landstraße von Beernem nach Wynghene sich erhebende kleine dichte Gehölz, das er noch von der Jagd her gut kannte, sofort von etwa sich gerade darin aufhaltenden Leuten zu säubern und es dann bis auf weiteres streng abzusperrten.

Er hätte nämlich den äußerst geheimen Auftrag, einen in der Nähe wohnenden, ungemein gefährlichen Spion der Engländer in aller Stille auszuhacken und sofort spurlos verschwinden zu lassen. Die Feinde dürften von dessen endlicher Entdeckung und Ausrottung auf keinen Fall etwas zu wissen bekommen, damit ein geschickter deutscher Agent die Stelle des erledigten Bösewichts einnehmen und den Gegnern irreführende Nachrichten über die Absichten der Obersten Heeresleitung in die Hände spielen könne.

Die Feldgendarmen, die wahrscheinlich auch dem selbigen Hauptmann von Köpenick auf den Leim gegangen wären,

wenn er sie mit einem solchen Schwindel in aller Frühe des Pfingstsonntags in ihrem idyllischen Etappendasein aufstöbert hätte, setzten sich bestürzt und nüchternen Magens eilig in Trab, um den mit dem gewohnten preußischen Schneid erteilten Befehl auszuführen.

Punkt 8 Uhr morgens hielt dann der blutrote Kraftwagen vor dem Portal des Schlosses, und Prinz Udo schritt, der An-

weisung des Freiherrn entsprechend, mit hochgeschlagenem Mantelkragen und als bärtiger und kurz angebundener „Front-offizier“ verummumt, die Stufen des Chateaus Laeke-Bosschen hinan, in dem sie beide so lange die liebenswürdigste Gastfreundschaft genossen, oder besser gesagt, mißbraucht hatten.

Er bedeutete dem ahnungslosen Herrn des Hauses, der gerade beim Frühstück saß, mit verstellter Stimme, daß er ihn sofort nach Thielt zum Herzog Albrecht von Württemberg, dem Oberbefehlshaber der 4. Armee, zu geleiten habe, weil er dringend verdächtig sei, in seinem Kastell Waffen versteckt zu halten.

Henri d'Udekem d'Acoz erkannte den Prinzen nicht gleich. Aber er kleidete sich rasch an und folgte ihm ohne Bedenken zu dem Auto. Er nahm auch ohne Arg darin Platz, denn er wußte sich schuldlos:

### er vertraute der Gerechtigkeit der Deutschen!

Der Kraftwagen, dessen Motor keinen Augenblick abgestellt war, sauste schnell davon. Von Gagern zögerte nicht länger, die Maske fallen zu lassen. Er setzte dem in seiner Gewalt befindlichen Baron auseinander, daß er diese Entführungskomödie nur in Szene gesetzt hätte, um ihm das ehebrecherische Liebesverhältnis zu gestehen, das er schon seit geraumer Zeit mit seiner Gemahlin unterhalte. Er forderte ihn schließlich auf, sich in dem benachbarten Wäldchen mit ihm auf Tod und Leben zu schießen, weil er doch nun auch der Meinung sein müsse, daß einer von ihnen beiden zuviel auf der Welt wäre.

Der Herr auf Laeke-Bosschen lehnte jedoch das ihm unter so äußerst befremdenden Umständen angebotene „Duell“ strikt ab, denn er wußte nicht einmal, ob diese Erzählung von der Untreue seiner Frau überhaupt auf Wahrheit beruhe. Aber als das Auto vor dem abgesperrten Gehölz stoppte, da zerrten ihn

### der freiherrliche Mörder und sein prinziplicher Kumpan

einfach heraus und schleppten ihn in das grüne Dickicht. Dort drückte ihm der Freiherr, obwohl er als ein glänzender Schütze galt, eine Pistole in die Hand, die vorher unbrauchbar gemacht war. Dann erklärte er ihm mit der noblen Geste des untadeligen Kavaliere, daß er natürlich das Recht habe, den ersten

Schuß abzugeben, da er in seiner Eigenschaft als Ehemann von ihm, dem Rittmeister, schwer beleidigt worden sei.

Der Baron hielt indessen an seiner Weigerung fest, drehte ihm den Rücken zu und wollte wieder auf die Landstraße hinaus in den Gesichtskreis der Feldgendarmen. Er wußte, daß ihm unter diesen Augen der deutschen Kriegsgesetze kein Leid geschehen könne.

Von Gagern hob aber seine Waffe und zählte auf drei, dann schoß er ihn hohnlachend von hinten nieder. Dem etwas abseits stehenden Prinzen rief er zu:

„Udo, hol' die Spaten her und hilf den Kerl verscharren!“

Der Aufgeforderte kam dem Verlangen nach und war mit den zwei Grabwerkzeugen im Handumdrehen wieder zur Stelle. Sie hoben eine etwa 60 Zentimeter tiefe Grube aus.

Der unglückliche Mann war jedoch schlecht getroffen. Er richtete sich blutüberströmt wieder auf und bat kniend um sein Leben. Sein Mörder zischte:

„Hier hast du den Fangschuß!“

und jagte ihm erbarmungslos einen zweiten Schuß in die Brust.

Mit einem dumpfen Wehlaut sank er erneut zu Boden. Die beiden hochfeudalen Unmenschen, die es mit der Angst zu tun bekamen, man könne sie bei längerem Verweilen von anderen Offizieren auf frischer Tat ertappen, stießen den noch immer Röchelnden mit einem häßlichen Witz in das Loch und schütteten es eilig zu. Dann schulterten sie die Spaten und schritten, als ob nichts passiert sei, vergnügt pfeifend zu ihrem Kraftwagen zurück.

Ehe sie einstiegen, versammelte indessen von Gagern noch den Chauffeur und die Feldgendarmen um sich und nahm ihnen eine Art Schwur ab, sie mußten sich verpflichten, über das Vorgefallene nie und nimmermehr auch nur ein Sterbenswörtchen zu sagen. Weder gegenüber einem Vorgesetzten, noch einem Kameraden, noch einem „Zivilisten Schwein“.

„Jede Andeutung über die eben stattgefundenen heimliche Hinrichtung eines gefährlichen englischen Spions ist

### todeswürdiger Landesverrat,

und wer ihn begeht, dem Gnade Gott, denn er wird sofort an die Wand gestellt!“, schloß er drohend seine Belehrung. Dann grüßte er die Zeugen des fürchterlichen Verbrechens kurz und trat mit seinem Spießgesellen die Rückfahrt an.

(Fortsetzung folgt)



## Unabhängig und frei

So muß ich sein. Und ich kann nicht anders. Und ich will so sein. Und was ich erkenne, das will ich auch künden allen. Und was mich bewegt, soll auch alle bewegen, daß alle Welt von einem großen Gedanken getragen wird.

„Wahrhaft unabhängig ist nur der, wer eine Notwendigkeit im eignen Wesen trägt“, schrieb der Philosoph Rudolf Eucken. Unabhängig sein, heißt, eine Überzeugung haben, von einer Überzeugung besessen sein.

Sie muß wühlen in uns, die Überzeugung. Nie dürfen wir zufrieden und ruhig sein. Sie muß uns quälen. Sie muß in uns drängen. Und nur wenn wir in uns erleben, daß da etwas bebzt und zittert und will, nur dann fühlen wir uns. Sind wir sicherlich da. Notwendig mit unserem Wesen. Hat die Welt eine Kraft des Werdens und Strebens und Kämpfens — vorwärts.

Unabhängig sein heißt, eine Überzeugung verspüren und diese Überzeugung bekennen und vertreten aus unwiderstehlichem inneren Drang. Nur wer sich einsetzt für das, von dem er durchdrungen, ist Kraft des Fortschritts und des Aufstiegs.

Erkenne und bekenne und wirb! Sei überzeugter Kämpfer! Und du fühlst in dir die Keime dieser neuen Freiheit. Und du ahnst den heiligen Sinn der neuen Ordnung des Zusammenseins. Daß in ihr in höchster Unabhängigkeit des freien Wesens sei — der Mensch.

Dr. Gustav Hoffmann.

## Sag' es mit Liedern . . .

Deutschland ist das Land der Denker und Dichter. Und diese üben ihre Kunst nicht nur zur Ergötzung und Erbauung des kunstbesseren Publikums aus, sondern auch zu praktischen geschäftlichen Zwecken. So liest man beispielsweise in den Schaufenstern der Blumenläden:

In Freud und Leid  
Halte Blumen bereit!

Das ist eine reine lyrische Reklameaufforderung. Dagegen haben die Metzger sich einen Dichter erkoren, der gleichzeitig Volkswirtschaftler zu sein scheint. Man lese:

Kauft ihr beim Fleischer Talg und Fett,  
Dann sinkt im Preise das Kotelett!

Diesen Poeten sollte sich Herr Brüning einmal zur Durchführung seines Preisabbau-Programms heranziehen. Die Sache ist eben sehr einfach.

Noch tiefgründiger aber ist der Dichter der Konditoren — er ist zugleich Philosoph:

Ohne Kuchen und Gebäck  
Hat das Leben keinen Zweck.

Diese Weisheit ist so erschütternd, daß man auf ihrer Grundlage schleunigst eine neue Partei gründen sollte, die Kuchen-Partei. Jedem Deutschen zum Frühstück ein Stück Kuchen! Solange die Mittel dazu fehlen, wenigstens einen treffenden Vers zur Verdauung.

Überhaupt sollte man sich auch in der Politik viel mehr der Dichtkunst bedienen. Warum so lange Notverordnungen gegen den Radikalismus? Einfacher wäre doch der Mahnruf an Nazis und Kozis:

Benehmet züchtig euch und fein,  
Dann greift die Schupo auch nicht ein.

Und dann der Reichsfinanzminister. Warum quält er sich mit Steuerterminen ab. Viel einfacher ginge es mit folgendem Vers:

Strömt herbei, ihr Völkermassen,  
Unter des Finanzamts Dach!  
Millionen kann es fassen —  
Und noch leer ist manches Fach . . .

Oder er singt nach der bekannten Melodie:

Wenn du einmal dein Geld verschenkst,  
Dann schenk es mir . . .

Man sieht, es gibt tausend Möglichkeiten, die Poesie in den Dienst der praktischen Politik zu stellen. Im Notfall wird die Dichterkademie ihre Mithilfe nicht versagen. Sag' es mit Liedern . . . (Leipziger Volkszeitung.)

## Für ein neues Volkslied!

Das Preisausschreiben des Sozialistischen Kulturbundes für ein einfaches, leichtverständliches, mitreißendes Lied hat einen über Erwarten lebhaften Widerhall gefunden. 600 Lieder sind eingesandt worden. Die Prüfungskommission, bestehend aus Walter Hänel (Arbeiter-Sängerbund), Klaus Pringsheim (Musikredakteur des „Vorwärts“), Hermann Reichenbach (Staatliches Seminar für Volks- und Jugendmusikpflege) und Heinz Thiesson (Akademische Hochschule für Musik) gibt jetzt das Prüfungsergebnis bekannt. Der größte Teil der Einsendungen war unbrauchbar. Es war überraschend, festzustellen, wie weit noch der Abklatsch der Liedertafel und des Stammtischkantens verbreitet ist. Die Werke wurden ausgezeichnet, die in Form und Inhalt eine eigene Note suchten. Der Träger des ersten Preises, Ernst Lothar Knorr, Berlin, ist durch seine Arbeiten für die Jugendmusikbewegung bereits bekannt. Seine beiden preisgekrönten Lieder: „Bei Sonne in Nächten“ (Grünbaum) und „Mein Vater geht auf das Hammerwerk“ (Meilen) zeigen einen so klaren Aufbau, daß ihre Melodie sehr bald im Gedächtnis haften bleibt. Ebenso wie Knorr gelingt es dem zweiten Preisträger, Hans Ziegler, Tübingen, eine einstimmige Melodie von solcher Kraft zu schaffen, daß sie ohne Begleitung dem Ohr genügt: „Das hohe Lied der Arbeit“ (Schönlank) und „Ungezählte Hände sind bereit“ (Bröger). Das Lied „Weißt du, um was es geht“ des dritten Preisträgers Kurt Manschinger, Augsburg, verlangt demgegenüber die Stütze einer tanzartigen Begleitung. Doch hat die Melodie eine so selbstverständliche, volkstümliche Frische, daß sie die Auszeichnung verdient. Außer diesen drei Preisträgern sind noch einige Lieder mit einer Anerkennung ausgezeichnet worden, weil sie besonders eigenartige Lösungen bieten. So vereint Paul Lacroix, Düsseldorf, in kühner Antinomie einen pazifistisch-sozialistischen Text mit einer schmissigen Schlagmelodie, die niemanden mehr losläßt, der sie einmal gehört hat. Umgekehrt macht Karl Meinberg, Hannover, den ebenso kühnen Versuch, in der alten pentatonischen Tonart einen sozialistischen Choral zu schreiben, und Hermann Wunsch, Berlin, schreibt einen Friedenshymnus in einfacher, volkstümlicher Weise. Es wird sich zeigen, wie weit die preisgekrönten Lieder tatsächlich Allgemeingut werden.

## Sänger — kein Dauerbrandofen

Neulich gabs eine musikalische Akademie im herbstlich ungeheizten Saal des Wiener Konzerthauses.

Leo Slezak, der auch unter den Mitwirkenden war, stellte es schließlich dem Publikum frei, was es noch zu hören wünsche. Natürlich verlangten die Leute den „Lenz“, sein altherwähltes Schlagerlied. Und Leo sang: „Der Lenz ist daa—aaa!“

Tosender Beifall. „Noch einmal! Noch einmal!“ gröhnte das Publikum.

Slezak, gut gelaunt, sang wirklich das Lied noch einmal: „Der Lenz ist daa—aaaa!“

Die Leute applaudierten wie rasend, glühten vor Begeisterung und schrien sich die Kehlen wund: „Hoch Slezak! Da capol! Noch einmal! Noch einmal!“

„Pardon!“ sagte der göttliche Leo, nachdem er das Volk mit einer Handbewegung zum Schweigen gebracht hatte, „ich bin hier als Sänger engagiert und nicht als Dauerbrandofen!“ (Ulk.)



# Verbandsleben



## Der Frühling ist da!

Also ist der Frühling da  
Mit den bunten Herrlichkeiten.  
Sonne, Freude, Gloria  
Bringt er trotz der vielen Pleiten.

Kind und Kegel fliegen aus,  
Um den Frühling anzulachen,  
Und ein Weidenkätzchenstrauß  
Zeugt von ihrem Lenz-Erwachen.

Nach der Riviera fährt,  
Wem es nicht an Pinke mangelt.  
Jeder ist des Lohnes wert,  
Den er aus der Börse angelt.

Arbeitslose ohne Zahl  
Sitzen draußen auf den Bänken.  
Einen Frühling ohne Qual  
Möchten sie einander schenken.

Arbeit — Arbeit! Dieses Wort  
Zittert jedem in den Ohren.  
Geht die Hoffnung über Bord,  
Dann ist auch der Mensch verloren.

Wirds bald besser als es war?  
Hört man bald vom Rutsch der Preise?  
Davon leidet kein Star!  
Davon amsetzt keine Meise!

## Die Gewerkschaften gegen die Verstümmelung der Sozialversicherung

Die Spitzenverbände der gewerkschaftlichen Arbeiterorganisationen, der Allgemeine Deutsche Gewerkschaftsbund, der Gesamtverband der Christlichen Gewerkschaften und der Verband der Deutschen Gewerksvereine (HD), haben an den Reichsarbeitsminister eine Eingabe gerichtet, in der sie sich entschieden gegen die in der Öffentlichkeit erörterten und von den Arbeitgeberverbänden propagierten Pläne zur Einschränkung der Sozialversicherungsleistungen wenden. Weitere Einschränkungen zu den bereits durchgeführten Verschlechterungen der Sozialversicherung würden, heißt es in der Eingabe, die Existenz der Arbeiterschaft in Frage stellen. „Sie müssen daher von den Gewerkschaften entschieden abgelehnt werden... Eine noch weitere Verschlechterung der Leistungen würde noch weitere breite Volksmassen einem ungesunden Radikalismus in die Arme treiben und den Bestand des Staates gefährden.“

Die Denkschrift der Spitzenverbände geht aus von der mißlichen Lage der Reichsfinanzen. Sie verwirft aber den Gedanken, die mangelnde Übereinstimmung zwischen Einnahmen und Ausgaben im Reichshaushalt durch Ersparnisse an den Ausgaben für soziale Zwecke herzustellen, und verweist die Reichsregierung auf den Weg der Erschließung neuer Einnahmen. „Ohne Zweifel gibt es auch in Deutschland noch leistungsfähige Schichten, die für die Schaffung neuer Einnahmequellen herangezogen werden könnten, aber gerade diese haben in den letzten Jahren am stärksten in der Öffentlichkeit Stimmung dafür gemacht, daß die Ausgaben für soziale Zwecke zu groß sind.“

Die Eingabe beschäftigt sich sodann eingehend mit den Verhältnissen der Unfallversicherung und Invalidenversicherung sowie mit den Angriffen gegen diese Versicherungszweige. Zugleich unterbreiten die Gewerkschaften ihrerseits Vorschläge zur Reform dieser Versicherungen und zur Behebung ihrer Notlage.

## „Verzicht“ auf Tariflohn

Tariflöhne sollen unanfechtbar sein, das heißt sie sind — und das ist der eigentliche Sinn — der Einzelvereinbarung im Arbeitsvertrag nicht zugänglich. Was Arbeiter und Unternehmer auch für einen Lohn vereinbaren mögen, sie können nichts anderes ausmachen als Tariflohn. Kaskel, der zu früh verstorbene Arbeitsrechtslehrer, hat einmal gesagt: Wenn wirklich die Parteien des Arbeitsvertrages statt des tariflichen Lohnes von 90 Pf. einen Lohn von 80 Pf. schriftlich vereinbaren wollten, so führt eine unsichtbare Hand ihnen die Feder und schreibt statt 80 Pf. den Tariflohn von 90 Pf. Diese „unsichtbare Hand“ sollte die vom Gesetzgeber gewollte Unanfechtbarkeit sein. Aber der Gesetzgeber denkt, und das Reichsarbeitsgericht lenkt; demnach, daß das höchste Gericht den sogenannten nachträglichen Verzicht als rechtswirksam zugelassen hat, ist von der Unanfechtbarkeit praktisch nicht viel übrig geblieben. Das hat das Reichsarbeitsgericht sich auch schon gedacht und daher die Wirksamkeit des Verzichts von allerlei Bedingungen abhängig machen wollen. Nur ist dadurch die Sache nicht besser, sondern schlechter geworden.

Das Gericht geht zunächst von der lebensfremden Voraussetzung aus, daß der Arbeiter überhaupt freiwillig auf den ihm zustehenden Lohn zu verzichten bereit und geneigt ist. Man kann sich kaum etwas Einflätigeres vorstellen. Kein Mensch verzichtet freiwillig auf die Früchte seiner Arbeit, ausgerechnet der Arbeiter sollte es tun, ausgerechnet der besitzlose Arbeiter, auf dessen Rücken die dünne Schicht der Besitzenden sich tragen läßt. In der gesamten Wirtschaft der Gegenwart sind derartige Gedankengänge unbekannt. Keinem anderen Berufskreis hat das Gericht einen Verzichtswillen unterstellt, nur der Arbeiterschaft. Dem Brothändler, dem für seine Ware der übliche Preis zusteht, unterstellt das Gericht einen Verzichtswillen nicht. Wie käme es auch dazu!

Natürlich sollen alle Verzichte, die unter wirtschaftlichem Druck oder aus Angst vor der Entlassung erfolgt sind, unwirksam sein. Praktisch kommt der Arbeiter dadurch nicht viel weiter; denn beim sogenannten wirtschaftlichen Druck muß es nach Ansicht der Rechtsprechung schon sehr drück kommen, ehe der sogenannte „freiwillige“ Verzicht zum unfreiwilligen wird. Ferner kann auch in der widerspruchsvollen Annahme des untertariflichen Lohnes ein Verzicht liegen.

Vor dem Landesarbeitsgericht Dresden klagten vor wenigen Tagen drei Arbeiter gegen den Präziseur Lippe wegen ihres Tariflohnes. Sie hatten den untertariflichen Lohn mehrere

Wochen hindurch ohne Widerspruch angenommen, weil sie Angst vor der Entlassung hatten. Schließlich hatten sie ihren Gewerkschaftsfunktionär mit der Geltendmachung ihrer Ansprüche beauftragt. Dieser trat in einem Schreiben an den Unternehmer heran und forderte — ohne Namen zu nennen — für die organisierten Kollegen den Tariflohn. Bevor dieser Brief ankam, waren die drei Arbeiter schon gekündigt. Sie waren der Meinung, daß sie wegen ihrer Tarifansprüche nichts zu tun hätten, weil sie ihrem Vertrauensmann Vollmacht zur Regelung der Angelegenheit gegeben hatten. Sie schieden also ohne Widerspruch aus dem Arbeitsverhältnis aus. Das sollte ihnen zum Verhängnis werden. Das Landesarbeitsgericht entschied, daß sie nur dann Anspruch auf die tariflichen Bezüge gehabt hätten, wenn sie bei der Entlassung widersprochen und Tariflohn gefordert hätten. Es habe nicht genügt, daß sie ihren Vertrauensmann beauftragt hätten. Jedenfalls hätten sie zu erkennen geben müssen, daß sie mit der untertariflichen Entlohnung nicht einverstanden gewesen seien. Bei diesem Stande der Rechtsprechung ergeht an alle Arbeiter die dringende Mahnung: Wenn schon der Unternehmer den Tariflohn nicht zahlt, so fordert ihn wenigstens deutlich und klar bei der Entlassung!

## Zur 40-Stunden-Woche

Bei der Maifeier in diesem Jahre ist überall die 40-Stunden-Woche mit entsprechendem Lohnausgleich gefordert worden. Die Einführung der 40-Stunden-Woche ist nicht nur für die Arbeitslosen, sondern auch für die noch arbeitenden Kollegen von einschneidender Bedeutung. Die Löhne sind wiederholt gekürzt worden. Hier im östlichen Grenzgebiet beträgt der Spitzenlohn 70 Pf. und noch darunter. Die 40-Stunden-Woche würde daher ohne Lohnausgleich eine sehr fühlbare Einkommensverminderung der noch arbeitenden Kollegen bedeuten. Trotzdem ist es verständlich, daß die Kollegen, die zu dieser Frage in unserer Zeitung Stellung genommen haben, so warm dafür eintreten. Obwohl die Brüning-Regierung von der Sozialdemokratie bis jetzt gestützt worden ist, dürfte nach den bisherigen Erfahrungen bezüglich Arbeitsbeschaffung nichts zu erwarten sein. Bleibt also auch hier nichts als die Selbsthilfe.

Unser Verband ist auf dem Gedanken der Solidarität aufgebaut. Wie oft haben wir in Versammlungen und Zeitungsartikeln die Worte gebraucht: Einer für alle, alle für einen! Wir haben jetzt zu zeigen, wie tief der Solidaritätsgedanke in der Arbeiterschaft Wurzel geschlagen hat. Die große Arbeitslosigkeit bedeutet auch für unsern Verband nicht nur eine Gefahr nach der materiellen, sondern auch nach der ideellen Seite hin. Wir wissen, daß heute Tausende der angesteuerten Kollegen den Beitrag fast nicht mehr bezahlen können. Andere wieder stehen nur noch durch die 10-Pf.-Marke in loser Verbindung mit uns. Deswegen ist die Einführung der 40-Stunden-Woche das Gebot der Stunde. Auch von unserer obersten Leitung muß diese Forderung noch mehr in den Vordergrund gerückt werden. Die Ortsverwaltungen müssen in den Versammlungen diese Frage eingehend besprechen. Überall, wo es möglich ist, mit Hilfe unseres Verbandes die 40-Stunden-Woche einzuführen, muß diese eingeführt werden, und sei es auch ohne Lohnausgleich.

Zeigen wir den arbeitslosen Kollegen, daß wir den Gedanken der Solidarität richtig erfaßt haben. Vereinte Not ist halbe Not. Auch den Spaltem von rechts und links dürfte dadurch ihr frevelhaftes Handwerk gelegt werden. Gustav Gegner.

## Karl Fischer und Georg Zischer Jubilare

Zwei unserer Geschäftsführer in dem Bezirk Stuttgart können jetzt am 1. Juni 1931 auf eine 25jährige Tätigkeit als Angestellte des Deutschen Metallarbeiter-Verbandes zurückblicken. Es ist dies einmal der Kollege Karl Fischer, der Geschäftsführer unserer Verwaltungsstelle in Ludwigshafen. Er ist im Jahre 1877 in Ludwigshafen geboren, hat später das Dreherhandwerk gelernt und ist seit 16. Oktober 1897 Mitglied des DMV. Im Jahre 1903 wurde Fischer in die Verwaltung gewählt, dann, 1904, zum Bevollmächtigten. Die Entwicklung, die dann in Ludwigshafen zu verzeichnen war, machte die Anstellung eines Geschäftsführers notwendig. Die Wahl fiel dabei auf den Kollegen Fischer, der ja schon jahrelang ehrenamtlich die Arbeiten für den Verband besorgte. Er trat das Amt am 1. Juni 1906 an.

Der Kollege Fischer hat nicht immer rosige Tage erlebt. Die Wogen der Nachkriegszeit gingen besonders in Mannheim und Ludwigshafen anberordentlich hoch. Die verschiedenen Bewegungen in der „Anilin“ gehörten durchaus nicht zu den Annehmlichkeiten. Dazu kamen noch politische Wirren wie die Besetzung durch die Franzosen, die die gewerkschaftliche Tätigkeit erschwerte. Im Jahre 1920 wurde Fischer von den Franzosen verhaftet und zu sechs Monaten Gefängnis verurteilt, die er auch verbüßen mußte.

Im Jahre 1923, unter der Herrschaft der Separatisten, wurde Fischer auch von diesen verhaftet und ausgewiesen. Fischer ist, wie alle unsere tätigen Kollegen, nicht nur gewerkschaftlich, sondern er ist auch politisch tätig. Er gehört dem Stadtrat in Ludwigshafen seit dem Jahre 1912 und dem bayrischen Landtag als Abgeordneter seit dem Jahre 1928 an.

Der zweite Jubilar ist der Kollege Georg Zischer, unser Geschäftsführer in Reutlingen. Er ist 1874 in Nürnberg geboren. Er erlernte das Formierhandwerk und ist seit 1892 Mitglied im DMV; ist also als Achtzehnjähriger dem Verband beigetreten. Infolge seiner Tätigkeit für die Organisation wurde er verschiedentlich gemafregelt und mußte mit seiner Familie von Ort zu Ort wandern. Als in Frankenthal die Anstellung eines Geschäftsführers notwendig wurde, war unter den Bewerbern auch der Kollege Zischer. Er wurde dann auch als Geschäftsführer gewählt. Auch Zischer hat, wie der Kollege Fischer, nicht immer ungetrübte Stunden als Geschäftsführer verbracht, denn der Boden in Frankenthal ist an sich schon etwas zu heiß. In Friedrichshafen hat Zischer ebenfalls die politischen Wirren mitgemacht. Welche Anforderungen die Tätigkeit in Friedrichshafen in den Jahren 1918 und 1919 an den einzelnen stellte, ist nicht leicht zu beschreiben. Von denen, die damals die heftigsten Vorwürfe gegen die Gewerkschaft und ihre führenden Leute erhoben haben, findet man nicht mehr viele in der Organisation; soweit sie noch vorhanden sind, sind sie heute davon überzeugt, daß sie damals nicht immer ganz richtig gehandelt haben.

Zischer ist dann in Friedrichshafen ausgeschieden und im Jahre 1921 in Reutlingen Geschäftsführer geworden. Er ist ebenfalls nicht nur restlos für den Verband tätig, sondern er hat noch andere Funktionen in der Arbeiterbewegung auszuüben. Er versieht seit Jahren das Amt des Vorsitzenden der Reutlinger Ortskrankenkasse.

Wir wünschen unseren beiden Kollegen noch eine lange Tätigkeit für die Organisation.

## Vom Vorstand

Telegrammanschrift: Metallvorstand Berlin  
Fernsprecher: Dönhoff 6750 — 6753

Mit Sonntag, dem 7. Juni, ist der 24. Wochenbeitrag für die Zeit vom 7. bis 13. Juni 1931 fällig.

Mitglieder, die auf die Reise gehen oder den Arbeitsort wechseln, haben sich bei der Verwaltungsstelle ihres bisherigen Aufenthaltsortes unter Vorlage des Mitgliedsbuches abzumelden. Mitgliedsbücher, die diese Abmeldung nicht enthalten, können von keiner Verwaltungsstelle zur Anmeldung entgegengenommen werden, auch darf auf solche Mitgliedsbücher kein Reisegeld ausbezahlt werden. Bei Übersendung des Mitgliedsbuches an die frühere Verwaltungsstelle zum Zwecke der Abmeldung ist stets Rückporto beizulegen, auch dann, wenn diese Übersendung durch eine Verwaltungsstelle erfolgt. Die Portokosten gehen zu Lasten des betreffenden Mitgliedes.

## Ausgeschlossen wird nach § 22 des Statuts:

Auf Antrag der Verwaltungsstelle Bremen: Der Dreher Richard Aschenbach, geb. am 8. Januar 1887 zu Ohrdruf, Mitgliedsbuch Nr. 6 297 442, wegen Schädigung der Verbandsinteressen.

## Gestohlen wurde:

Mitgliedsbuch Nr. 6 867 648, lautend auf den Schlosser Roman Milinsky, geb. am 19. Juni 1895 zu Sofia (Lübeck).

Berlin SW 68, Alte Jakobstraße 148

Der Verbandsvorstand

## Verbandsanzeigen

Magdeburg. Als Angestellter wurde der Kollege Richard Magdanz, Magdeburg, gewählt. Hierdurch allen anderen Bewerbern besten Dank.

Speyer (Pfalz) Lokalgeschenk kann nicht mehr verabfolgt werden.

Oldenburg i. O. Da die Arbeitslosigkeit am Ort sehr stark ist, sind wir leider gezwungen, die Auszahlung des Ortsgeschenkes einzustellen.

Bochum. Lokalgeschenk an durchreisende Kollegen wird nicht mehr bezahlt.

## Warnung!

In der letzten Zeit blüht der Stellenangebots- und Neben-erwerbsschwindel. Es handelt sich um Leute, die die Erwerbsnot ihrer Mitmenschen dadurch ausbeuten, daß sie vorspielen, ihnen einen einträglichen Verdienst verschaffen zu können. Es werden u. a. Hauswartstellen gegen mietfreie Dienstwohnung mit Vollgehalt und Umzugsvorschüssen angeboten. Die Versprechungen werden jedoch in keinem Falle eingehalten. Bewerber wird aufgegeben, dem Unternehmer einen Vorschuß von 20 bis 45 M einzusenden, worauf von ihm meist nichts wieder zu hören ist.

Es ist, wie uns aus Hamburg mitgeteilt wird, gegen den Inhaber einer sogenannten „Neubau-Zentrale“ in Altona ein Strafverfahren wegen Betrug eingeleitet worden, weil es ihm nur um die Vorschüsse der Stellungsuchenden zu tun war. In allen Fällen empfiehlt es sich, bei der zuständigen Polizeiverwaltung um Auskunft über die Zuverlässigkeit derartiger Unternehmen zu ersuchen. Die Auskunft wird stets kostenlos gewährt.

## Berichtigung

Im Beitrag „Die Arbeiterin der Metallindustrie“ in letzter Nummer (22) ist der Sinn des vorletzten Satzes durch einen Druckfehler entstellt worden. Der betreffende Satz lautet richtig: „nicht Vermännlichung der Frau, sondern Vermenschlichung der wirtschaftlichen und sozialen Zustände tut not.“

## SCHRIFTENSCHAU

Lehrblätter für Lichtbogenschweißung. Herausgegeben vom Deutschen Ausschuss für das technische Schulwesen. (TATSCH-Lehrmitteldienst.) In den letzten Jahren hat die elektrische Lichtbogenschweißung eine umfassende Bedeutung in der metallverarbeitenden Industrie erhalten. Sie ist überall anwendbar, zuverlässig, sie besitzt technische und wirtschaftliche Vorteile, die sie als Ersatz für das teure und zeitraubende Nieteignen macht. Die Schweißarbeit hängt von der Güte und Zuverlässigkeit der Schweißmaschinen, der richtigen Auswahl der Elektroden und der Zuverlässigkeit des Schweißers ab. Nun hat der Deutsche Ausschuss für das technische Schulwesen unter Mitarbeit erster Fachleute Lehrblätter in zwei Teilen mit insgesamt 63 Zeichnungen zur sachgemäßen Ausbildung der Schweißer herausgebracht. Gute Abbildungen erklären den Text. Den Lernenden werden wertvolle Fingerzeige über alles Wissenswerte und die unentbehrlichen Hilfsmittel zur fachgemäßen Ausbildung gegeben. Preis: Teil I in Buchform 1,60 M; die Lehrblätter in Karton-Klemmappe 2,10 M. Verlag: TATSCH-Lehrmitteldienst, Berlin W 35, Potsdamer Straße 119.

Hundert Erfrischungsgerichte für den Sommer. Gute Rezepte für Früchte und Gemüse-Rohkost, Puddings und Erfrischungsgetränke. Zusammenestellt von Liesbeth Ankenbrand. Preis 1,25 M. Hier wird die ideale Schnellküche für die heiße Jahreszeit behandelt. — Die neuesten Spiele für Wochenend-, Freizeit und Ferien. Fachturnlehrer A. Glucker, Stuttgart, hat die schönsten Gesellschaftsspiele für Rasenspiele zusammengestellt, die ohne Geräte und mit Seil und Ball als Gesellschaftsspiele auszuführen sind. Preis 1,25 M. — Fototricks und Fotoscherze. Eine genaue Anleitung für verblüffende Aufnahmen mit jeder Kamera, mit 35 Bildbeispielen auf gutem Kunstdruckpapier. Dargestellt von A. Glucker. Hier erhält der Fotoliehaber Anweisung, den gewohnten Weg des Fotografierens zu verlassen und launischen, künstlerischen Einfällen zu folgen. Preis 1,25 M. Die drei vorgenannten Bücher sind im Süddeutschen Verlagshaus GmbH, Stuttgart, Birkenwaldstraße 44, erschienen.

# Die Tragik der erwerbslosen Jugend

Immer und immer wieder kann man die Auffassung hören, daß sich die deutsche Wirtschaft nur mit Qualitätsware Geltung auf dem Weltwirtschaftsmarkt verschaffen kann. Die Herstellung von Qualitätsware ist aber auf das engste mit dem Vorhandensein gut ausgebildeter Arbeitskräfte verbunden. Gegenwärtig wird mit den Lehrlingen, den Facharbeitern der Zukunft, ein solch unerhörter Mißbrauch getrieben, daß man mit den größten Bedenken den kommenden Jahren entgegenblicken muß.

Gesündigt wird schon bei der Auswahl des Berufes sowohl von den Eltern, als auch von den Betriebsleitungen. Trotz aller arbeitswissenschaftlichen Studien und Eignungsprüfungen kommt es immer wieder in unzähligen Fällen vor, daß Lehrlinge für einen Beruf ausgewählt und eingestellt werden, für den ihnen entweder die körperlichen oder geistigen Voraussetzungen fehlen. Die Folge ist, daß die für den erwählten Beruf nicht tauglichen Jugendlichen das Lehrverhältnis vor Beendigung des Vertrages lösen oder später nach Erfüllung der Lehrzeit, ebenso wie die Ersten, in das Erwerbslosentum untertauchen, weil sie den Anforderungen ihres Berufes nicht gewachsen sind.

Es gibt Wege, diese Irrungen zu vermeiden. Richtig ist, daß oft kinderreiche Eltern aus wirtschaftlicher Not gezwungen sind, ihre schulentlassenen Kinder sofort, ganz gleich wie und wo, unterzubringen. Jedoch sollten die Eignungsprüfungen zur Pflicht gemacht und von einer staatlichen Stelle aus durchgeführt werden. Wünschenswert wäre bei einer Berufswahl auch eine vorherige Fühlungnahme zwischen den Eltern und den Berufspartnern der Gewerkschaften.

Noch schlimmer aber ist es, daß in der Regel die Einstellung von Lehrlingen weder dem Bedarf der Einzelbetriebe, noch dem der Berufspartners angepaßt ist. Planlos wie die kapitalistische Wirtschaft selbst, ist auch die Lehrlingeinstellung. Mag später damit werden was will, zunächst steht die Ausnutzung der billigen Arbeitskräfte im Vordergrund. In den Zeiten der Wirtschaftskrise und Arbeitslosigkeit sind die Lehrlinge mehr Ausbeutungsgegenstand als je. Zu allen Arbeiten, auch wenn sie nicht mit ihrem Lehrfach zusammenhängen, werden die Lehrlinge herangezogen. Zweifellos sind die Arbeiterräte in der Lage, eine ganze Reihe von Mißständen abzustellen, jedoch sehen sie bei Auftragsmangel oft wenig Möglichkeiten, die Ausbildung der Lehrlinge erfolgreich zu überwachen, denn Facharbeit, die den Lehrlingen zugeteilt wird, geht den älteren Arbeitern ab und kann deren Entlassung zur Folge haben. In diesen Fällen ist die Entscheidung der Arbeiterräte nicht leicht. Wie sie auch handeln, sie schneiden sich in das eigene Fleisch.

Mit Vorliebe werden Lehrlinge an die Arbeiten gestellt, die von den älteren Leuten wegen zu niedrigen Preisen nicht übernommen worden sind. Einfache Arbeitsstücke, deren Anfertigung mit keinerlei Risiko verbunden ist, ist vom Unternehmerstandpunkt aus gesehen die beste Lehrlingsarbeit. Die Jugendlichen verlieren angesichts dieser Mißstände nicht nur Lust und Liebe zum Beruf, sondern auch zur Arbeit selbst. Sie sehen, wie ihre älteren Kameraden nach Beendigung ihrer Lehre arbeitslos werden, das gleiche Schicksal erwartet sie.

In den modernen Industriebetrieben ist der Produktionsprozeß dauernd gewissen technischen und organisatorischen Änderungen unterworfen. Die neuesten Arbeitsmethoden werden eingeführt. Veraltete Systeme und Typen machen praktischeren Platz. Das Maschinenmaterial wird den neuesten Erfindungen gemäß auf der technischen Höhe gehalten. Scharfe Konkurrenz zwingt die Betriebe zur schärfsten Kalkulation. Die Stoppuhr stellt Bruchteile von Minuten fest, die der Arbeiter für bestimmte Handgriffe brauchen darf. Das Arbeitstempo ganzer Kolonnen wird so beschleunigt, daß der einige Jahre aus dem Produktionsprozeß ausgestoßen gewesene junge Facharbeiter nicht mit Schritt halten kann. Nach wenigen Jahren Arbeitslosigkeit findet der Jugendliche stark veränderte Arbeitsverhältnisse vor, die ihm das Zurechtfinden erschweren. Ohne die Ursachen zu untersuchen, ist die Unternehmerrasse schnell mit ihrem Allgemeinurteil fertig: „Die Arbeitslosen wollen nicht mehr arbeiten! Die Arbeitslosenversicherung erzieht nur Faulenzler!“

In dem Auf und Nieder des jugendlichen Gefühlslebens ist die Arbeit der ruhende, feste Pol. Bisher war es so, daß die Jugend, wenn sie sich dem Elternhause und den Familienbanden mehr und mehr entzog, durch die Berufsarbeit täglich mindestens 8 Stunden in einem Kreis älterer Kollegen stand. Hier formte sich ihr Weltbild. Hier lernte sie die Solidarität der Arbeiterklasse kennen, schätzen und anwenden. In der gewerkschaftlichen und politischen Tätigkeit der Alten begriff die Jugend den Wert der Selbsthilfe und die Bedeutung der Organisation. Was der Kapitalismus den Jungen an inneren Werten raubte, ersetzte die Arbeiterbewegung. In den Organisationen der Arbeiterschaft waren auch die Jüngsten anerkannt und gleichberechtigt. Hier wurde die Mitarbeit der Jugend gebraucht und auch gewertet.

Anders ist es heute bei der Jugend geworden. Der Familie entwachsen, aus dem Arbeitsprozeß gestoßen, fast ohne Verbindung mit ihrer im Daseinskampf stehenden Klasse, fühlt sie sich als unbrauchbares Glied der menschlichen Gesellschaft. Die Arbeit kann ihren erzieherischen Wert nicht ausüben. Ohne klare Erkenntnis der wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse wird die Erwerbslosjugend bei ihrer gefühlsmäßigen Einstellung leicht das Opfer einer verantwortungslosen Politik. — Nicht nur der Glaube an das Bestehende, sondern auch an das von der Arbeiterschaft erstrebte Ziel geht verloren. Das ist die Tragik der erwerbslosen Jugend. Es ist wirklich an der Zeit und höchstes Gebot der Arbeiterklasse, daß sie ihrer Jugend bessere Lebensbedingungen schafft.

So ist die Verlängerung der Schulzeit um ein Jahr eine wohl begründete Forderung. Ein ganzer Jahrgang jugendlicher würde durch diese Maßnahme der Arbeitslosigkeit entzogen. Das neunte Schuljahr wäre der körperlichen und geistigen Entwicklung der Jugend nur förderlich.

Die gleichzeitige Verkürzung der Lebensarbeitszeit durch Herabsetzung der Altersversicherungsgrenze bei Gewährung ausreichender Renten räumte eine stattliche Zahl von Arbeitsplätzen. Der gewerkschaftliche Kampf um eine allgemeine Herabsetzung der Arbeitszeit liegt auf der gleichen Linie. Von besonderer Wichtigkeit aber wäre eine scharfe staatliche Überwachung der Lehrlingsausbildung, angefangen bei der Berufswahl, über die Ausbildung während der Lehrzeit, bis zur Gewährung einer gewissen Schonzeit der Junggesellen zur Aneignung von praktischen Berufserfahrungen.

Fritz Vogel.

Nach einer Erhebung des Ortsausschusses des ADGB wurden allein im Stadtteil Harburg im Monat April 150 Ausgelernte arbeitslos. Diese jungen Menschen meldeten sich mit vielen ihrer Altersgenossen, die ebenfalls die Lehrzeit beendet hatten, beim Arbeitsamt. Nicht selten haben Eltern, hat der Vater oder die allein stehende Mutter während der drei- bis vierjährigen Lehrzeit schwere wirtschaftliche Opfer gebracht, um dem Sohn oder der Tochter eine berufliche Ausbildung zuteil werden zu lassen. Dies in der Hoffnung, daß es besser werde, wenn die Kinder erst ausgelernt hätten und Geld verdienten.

## Statt Arbeitslosenversicherung — Arbeitslosenfürsorge!

Die englische Regierung hat zur Prüfung des Problems der Arbeitslosenunterstützung eine Kommission eingesetzt, die ihren Bericht bis Ende Mai der Regierung vorlegen soll. Der Kommission liegen bereits zwei Gutachten vor, das eine vom englischen Gewerkschaftsrat, dem Spitzenorgan der Gewerkschaften, das andere vom Unternehmerverband. Der Grundgedanke des gewerkschaftlichen Gutachtens ist die Umwandlung der Arbeitslosenunterstützung von einer Versicherung in eine staatliche Fürsorge. Im System der Versicherung steuern Unternehmer, Arbeiter und der Staat zur Deckung der Kosten der Versicherung mit Beiträgen in gleicher Höhe bei. Da die Beiträge schon lange nicht ausreichten, mußte der Staat in Form von Darlehen der Versicherung mit hohen Zuschüssen beispringen, so daß diese ihren Versicherungscharakter schon seit Jahr und Tag einbüßte. Diese Entwicklung sei jedoch an sich nicht zu beklagen, vielmehr müsse sie folgerichtig weiterentwickelt werden.

Heute zahlt der Unternehmer Beiträge ohne Rücksicht auf die Rentabilität des Unternehmens; die Beiträge belasten die Produktionskosten. Auf der Seite der Erwerbslosen entstehen aber auf Grund des Versicherungssystems unberechtigte Unterschiede zwischen den kurzfristig und langfristig Arbeitslosen; die einen erhalten Arbeitslosenunterstützung, die anderen geringere Zuwendungen aus der Armenfürsorge. An die Stelle dieses Systems soll, so fordert der Gewerkschaftsrat, die staatliche Arbeitslosenfürsorge treten, die jedem unverschuldeten Erwerbslosen die Mittel zum Lebensunterhalt ohne Bedürftigkeitsprüfung bereitstellen soll. Der Gewerkschaftsrat schlägt für einen verheirateten Erwerbslosen mit drei Kindern eine Unterstützung von 45 Schilling die Woche vor, statt heute 32 Schilling. Die Mittel für die Arbeitslosenfürsorge soll sich der Staat aus einer Sondersteuer beschaffen, die sämtliche Einkommen aus Arbeit, Unternehmergewinn oder Zins treffen soll. Die Höhe der Sondersteuer soll sich nach dem jeweiligen Finanzbedarf der Arbeitslosenfürsorge richten, sie darf jedoch 1 vH der Einkommen von über 250 Pfund im Jahr nicht übersteigen. Die Verwaltung der Arbeitslosenfürsorge will der Gewerkschaftsrat einer Anstalt übertragen, die aus drei Vertretern des Gewerkschaftsrats, drei Vertretern der Unternehmerverbände, zwei Staatsbeamten und einem unparteiischen Vorsitzenden zusammengesetzt sein soll.

Die Vorschläge des Unternehmerverbandes sind, wie zu erwarten war, denen des Gewerkschaftsrats völlig entgegengesetzt. Unter Beibehaltung des Versicherungssystems möchten die Unternehmer die Höhe der Beiträge nach oben beschränken, die Unterstützungssätze aber nach der Dauer der Beitragsleistungen des Erwerbslosen abtufen und auch den Höchstbetrag bestimmen, den ein Erwerbsloser im Laufe eines Jahres von der Versicherung erhalten kann. Die Ausgesteuerten sollen von einer Art Krisenfürsorge bedacht werden und Unterstützungen unter verschärften Bedingungen erhalten. Mit anderen Worten: der Vorschlag des Unternehmerverbandes geht auf einen scharfen Abbau der Arbeitslosenversicherung hinaus.

## Gesetzliche Familienzuschläge in Frankreich

Die Familienzuschläge zum Lohn und Gehalt — Soziallohn — haben in der französischen Industrie schon seit längerer Zeit Eingang gefunden. Es sind vornehmlich bevölkerungspolitische Zielsetzungen, die die französische Industrie und die Regierung zur Förderung der Familienzuschläge veranlaßten. Durch die Erleichterung der Lebenshaltung kinderreicher Familien will man dem andauernden Bevölkerungsrückgang in Frankreich Einhalt gebieten. Damit der einzelne Unternehmer keinen Nachteil bei Beschäftigung kinderreicher Arbeiter erleide, wurden Ausgleichskassen gegründet, in die die Unternehmer nach der Zahl der von ihnen Beschäftigten Beiträge abführen, während die Familienzuschläge von den Ausgleichskassen ausbezahlt werden. Zur Zeit sind 227 Ausgleichskassen vorhanden; die angeschlossenen Unternehmungen beschäftigen 1 880 000 Personen und führen jährlich 350 Millionen Franken Beiträge an die Kassen ab. Die Staatsangestellten erhalten ebenfalls Familienzuschläge, und auch die in den öffentlichen Unternehmungen Beschäftigten, so daß zur Zeit 4 260 000 Arbeitern 1 650 Millionen Franken im Jahr an Familienzuschlägen ausgezahlt werden. Der französische Arbeitsminister, der kürzlich der Kammer einen Gesetzentwurf über die Familienzuschläge unterbreitete, möchte in raschem Tempo ein Gesetz verabschieden lassen, das die Familienzuschläge für alle Unternehmer verbindlich machen soll.

## Einwanderungssperre in Südamerika

Die beiden größten südamerikanischen Länder haben neuerlich Maßnahmen getroffen, die eine weitere Einwanderung auf ihr Gebiet praktisch so gut wie unmöglich machen. Sowohl Argentinien wie Brasilien haben ihre Einreise-(Visum-)Gebühren so verteuert, daß sie für den gewöhnlichen Arbeiter, der nach diesen Ländern auswandern möchte, unerschwinglich bleiben müssen. Diese Maßnahmen sind eine Folge der Agrarkrise, die gerade Südamerika mit besonderer Schärfe getroffen hat. Eine Anstedlung auf dem Lande, wie sie vielen europäischen Einwanderern noch bis in die jüngste Zeit einen sicheren Broterwerb gab,

Wie sieht aber die Wirklichkeit aus? Nur wenige hatten das Glück, noch einige Wochen oder Tage nach dem Tage des Auslernens bleiben zu können. Sie haben noch einmal und noch einmal richtigen „Gesellenlohn“ erhalten. Welche Freude, endlich Geld verdienen zu können! Wie schön wäre es gewesen, hätte man sich noch einen neuen Anzug oder ein Paar Stiefel, oder was sonst während der mehrjährigen Lehrzeit entbehrt werden mußte, selber verdienen können. Vater und Mutter wollte man unterstützen, dankbar wollte man sich erweisen für all das, was die Eltern bis dahin getan!

Nur allzu schnell war dieser schöne Jugendtraum ausgeträumt. Ganz vereinzelt konnte der Lehrherr seine „Junggesellen“ halten. Die meisten wurden entlassen wegen „Arbeitsmangel“, um neuen Lehrlingen Platz zu machen. Wann bietet sich je wieder Gelegenheit, im Beruf arbeiten zu können?

Noch vor wenigen Wochen arbeitete man an seinem Gesellenstück. Man wollte Rechenschaft ablegen über das Gelernte, wollte seine beruflichen Kenntnisse und Fähigkeiten unter Beweis stellen! Glänzend ist es manchem gelungen, zu seiner, seines Meisters, seiner Eltern, zu aller Freude! Doch damit war auch der Höhepunkt erreicht.

Jäh greift die Wirtschaftskrise in das Schicksal auch dieser jungen Menschen ein. Weder die erhaltene „Prämie“ noch das Prädikat „sehr gut“ seiner Gesellenarbeit kann sie vor der Arbeitslosigkeit schützen, die heute viele Millionen Menschen aus ihrem wirtschaftlichen und sozialen Gleichgewicht wirft.

Dies stimmt gerade den tüchtigsten, den strebsamen, den vorwärtswollenden jungen Mann nachdenklich. Zunächst glaubt er noch, wieder Arbeit zu erhalten, er hofft, bei einer anderen Firma unterzukommen. Er ist doch ein tüchtiger Arbeiter in seinem Beruf! Und doch, er bleibt arbeitslos — —!

wird immer schwieriger, denn sie erfordert, um rentabel zu bleiben, ein immer größeres Kapital. Die Einwanderer nach Südamerika haben sich aber von jeher in erster Linie der Landwirtschaft zugewendet. In Argentinien allein gingen in der Nachkriegszeit von jährlich durchschnittlich 150 000 Einwanderern ungefähr 60 000 in die Landwirtschaft, wozu noch die große Zahl derer kommt, die mittelbar oder unmittelbar von der Landwirtschaft beschäftigt werden.

Bei den neuen Maßnahmen ist nicht zu vergessen, daß es eine staatliche oder kommunale Unterstützung oder gar Versicherung der Arbeitslosen in Südamerika nicht gibt, weder in Argentinien noch in Brasilien. Man hat vermutlich befürchtet, daß die neuen Einwanderer, die wirtschaftlich nicht aufgesogen werden können, das politisch unruhige Element des Arbeitslosenheeres verstärken würden und so bei der ohnehin unsicheren politischen Lage wenn auch nicht der Staatskasse, so doch dem Staate zur Last fallen würden.

Die Einwanderungssperre trifft vor allem die südeuropäischen Staaten, Italien und Spanien, und — was Brasilien anbelangt — besonders noch Portugal. Die anderen europäischen Staaten bleiben zahlenmäßig weit hinter diesen drei zurück, obzwar in der Nachkriegszeit auch andere Auswanderer, so auch die deutschen, immer steigende Zahlen aufweisen. Diese Einwanderungssperre zeigt wieder einmal das unsinnige Verhalten der kapitalistischen Länder gegenüber der Weltkrise; die kapitalreichen Länder geben Südamerika keine Anleihen zur Förderung der Siedlungen, und Südamerika sperrt sich gegen den Arbeiterüberfluß von Europa. Statt internationaler Zusammenarbeit erhebt man nationale Schranken, die geeignet sind, die Weltwirtschaftskrise noch mehr zu verstärken.

## Sowjetrußland

### Umbau der russischen Gewerkschaften

Zurzeit geht der organisatorische Umbau der russischen Gewerkschaften seinem Abschluß entgegen. Der Umbau vollzieht sich in der Richtung einer Verkleinerung, einer Aufteilung der Gewerkschaftsverbände in eine Reihe kleinerer Verbände. So ist z. B. der Metallarbeiterverband, der früher über 1,2 Millionen Mitglieder umfaßte, zurzeit in sieben selbständige Gewerkschaften aufgeteilt: Verband der Arbeiter der metallurgischen Industrie mit 283 000 Mitgliedern, Verband der Arbeiter der Maschinenindustrie mit 763 000 Mitgliedern usw. Insgesamt sollen statt der bisherigen 22 Gewerkschaften 44 entstehen. Gleichzeitig werden eine Reihe von innerorganisatorischen Maßnahmen durchgeführt: bei den Gewerkschaften werden Sektionen für die wichtigsten Produktionszweige entstehen. So z. B. beim Verband der Maschinenbauerarbeiter eine Sektion für Kessel- und Turbinenbau; für Werkzeugherstellung, für Bau von Drehbänken usw. Außerdem werden für einzelne Berufe und Gruppen, wie z. B. für Gießer, Schlosser, Lehrlinge usw., besondere Beratungsstellen eingerichtet. Die Notwendigkeit dieses organisatorischen Umbaus ist durch eine Reihe von wirtschaftlichen, politischen und sozialen Erscheinungen hervorgerufen. In den letzten Jahren hat sich der Charakter der Industriewirtschaft infolge der vielen Neugründungen sehr stark verändert. Eine ganze Reihe von neuen Industriezweigen hat zur Bildung von neuen Wirtschaftskörpern (Trusts) geführt. Die großen Gewerkschaftsverbände, die bisher mehr als eine Million Mitglieder zählten, sahen sich gezwungen, mit einer so großen Zahl von Wirtschaftskörpern zu verhandeln (der Metallarbeiterverband z. B. mit 28), daß der Verband gar nicht in der Lage war, die Betriebsfragen der einzelnen Industriezweige zu erörtern und praktisch an ihrer Lösung teilzunehmen. Der Umbau wird den Gewerkschaften die Möglichkeit geben, die Interessen der einzelnen Industriezweige ständig wahrzunehmen. Außerdem hat die Beseitigung der Arbeitslosigkeit die Gewerkschaften vor die Aufgabe gestellt, für die Wirtschaft Arbeitskräfte heranzubilden. Auch für die Lösung dieser Frage soll sich die Aufteilung der großen Verbände nach den Industriezweigen nützlich erweisen.

Auch aus diesen Mitteilungen geht hervor, daß die Gewerkschaften in Rußland nicht mehr Vertretungen der Arbeiterschaft, sondern Glieder der Industriewirtschaft sein sollen.

### Orden für russische Eisenbahner

Der Trud vom 18. Mai veröffentlicht eine lange Liste russischer Eisenbahner und Arbeiter, die mit dem Orden der Roten Arbeitsfahne und dem Leninorden ausgezeichnet werden. Es handelt sich um 27 Eisenbahner, vor allem Lokomotivführer, und 27 Arbeiter, darunter eine Arbeiterin. Durch diesen Ordenssegnen sollen anscheinend die russischen Eisenbahner zur Beseitigung der großen Mißstände auf dem Gebiete des russischen Verkehrswesens angefohrt werden. Auch einige Fabriken sind mit Orden ausgezeichnet worden.

### Ausländer in der Sowjetindustrie

Nach Angaben der Handelskammer der Sowjetunion für den Westen beträgt die Zahl der in der Sowjetindustrie beschäftigten ausländischen Ingenieure, Techniker und qualifizierten Arbeiter gegenwärtig 3528, von denen 936 auf Ingenieure, 896 auf Techniker und 1696 auf qualifizierte Facharbeiter entfallen. Im russischen Kohlenbergbau arbeiten 500 Ausländer, in der Metallindustrie 351, in der Buntmetallindustrie 138, im Maschinenbau 331, in der Automobil- und Traktorenindustrie 295, in der Bauindustrie 315, in der chemischen Industrie 101, in der Holzindustrie 149, in der Naphthaindustrie 25 usw. Der größte Teil der in der Sowjetindustrie tätigen Ausländer, und zwar 2063, sind Deutsche, die Zahl der Amerikaner beträgt 695.

